

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik.

4. Jahrgang.

Sonntag, 13. Jänner 1924.

Nr. 12.

Bezugs-Bedingungen: Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post: monatlich Ks 16.— vierteljährlich 48.— halbjährig 96.— ganzjährig 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einzahlung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

Die Krise des Leninismus.

Die Ideologie und die Praxis der russischen Kommunistenpartei hat in den letzten Jahren die kühnsten, vordem schier unvorstellbaren Wandlungen durchgemacht. Diktatur des Proletariats, sozialistische Produktionsweise, Kommunismus, all dies ist heute in Rußland nur mehr wie ein verklingendes Märchen. Seit der Abschaffung des „doktrinären Kommunismus“ sieht es in dem bolschewistischen Rußland nicht um ein Haar anders aus, als in jedem anderen kapitalistisch regierten Lande, nur mit dem Unterschiede, daß die ungeheure Masse des Volkes aller politischen Rechte entbehrt, die ihm ein Recht der Mitbestimmung im Staate geben würden, und daß dort die Arbeiterschaft womöglich noch unterdrückt ist als anderswo. Es erweist sich, daß die russische Kommunistenpartei diese dem Bolschewismus allerdings durch die Macht der realen Tatsachen aufgezwungenen Wandlungen wie es besondere der Uebergang zur „neuen Wirtschaftspolitik“ ist, ohne schwere Erschütterung zu überstehen vermochte. Die Erklärung dafür ist nur in einem zu suchen, in der straffen Zentralisation der Partei, die nur e i n e n Willen, den Willen des Zentralkomitees, zur Geltung kommen läßt. Dieses Zentralkomitee ist Kopf und Hirn der ganzen Partei, in seinen Händen ruht nicht nur alle Macht im Staate, sondern auch das Schicksal aller Parteimitglieder. Gewiß fehlt es in der Partei nicht an Diskussionen, in denen oft einander sehr entgegenstehende Meinungen zum Ausdruck kommen, aber Einfluß vermögen diese Meinungen, selbst wenn sie von einer noch so großen Gruppe der Parteimitglieder getragen werden, nicht zu erlangen. In diesem Sinne ist auf die kommunistische Partei Rußlands die Bezeichnung „Partei“ keineswegs anzuwenden, denn ihre Richtung, ihre Taktik, ihre Entscheidungen werden nicht im demokratischen Zusammenwirken der Parteimitglieder, sondern durch Willen und Willen der unfehlbaren Parteipäpste bestimmt. In der Partei durfte es bisher keine Richtungen, keine Gruppenbildungen geben. Dieses System der politischen Unfreiheit, des Fehlens jeder Parteidemokratie, das man nach seinem Vater als „Leninismus“ bezeichnet hat, ist eine der Tragfäulen der Nachstellung des Bolschewismus in Rußland, die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, das Verbot der Existenz jeder anderen Partei als der kommunistischen im Lande draußen die a n d e r e.

Dieser Leninismus, der Mangel jeder Parteidemokratie, ist, wie die letzten Auseinandersetzungen in den russischen kommunistischen Zeitungen wieder einmal gezeigt haben, in eine nicht unbedenkliche Krise geraten. So falsch es wäre, daraus Folgerungen auf eine Erschütterung der Bolschewistenherrschaft zu ziehen, so besteht doch ein Miß in der Partei, der nicht mehr zu verkümmern ist und der sich in Zukunft immer mehr erweitern muß. In der Zeit, da der Bolschewismus durch seine Erfolge die Massen faszinierte, konnten alle Bedenken gegen die Autokratie des Zentralkomitees leicht zum Schweigen gebracht werden; sie mußten dagegen immer stärker nach Geltung ringen, je mehr das Zentralkomitee in seinen usurpatorischen Entscheidungen von den ursprünglichen Tendenzen des Bolschewismus abwich und die Massen durch die Einführung der „neuen Wirtschaftspolitik“ immer mehr in die Ausbeutungsmühle des Kapitalismus acriet. Abgesehen von der Stimmung der Massen im Lande, gegen die schließlich die Mittel der politischen und militärischen Unterdrückung ausreichen, kann auch von der Einmütigkeit der Partei wie sie früher bestand, schon lange nicht mehr gesprochen werden. Vielmehr zeigen sich Erscheinungen, die auf eine vorhandene starke Gärung hinweisen und Beforgnisse im Zentralkomitee wecken. In Moskau, Charkow, Sormowo und anderen Orten kam es zu Streiks und Arbeiterunruhen und in der Partei hatte sich eine starke „Arbeitergruppe“ gebildet. Es war wohl möglich, die Streiks zu unterdrücken

Nach der Belgrader Konferenz.

Diplomatenarbeit zwischen Hofball und Theatre paré. — Was man der Bevölkerung mitzuteilen wagt. — Die Geheimdiplomatie in höchster Blüte.

Der offizielle Bericht.

Belgrad, 12. Jänner. Ueber die heute mitag beendete Konferenz wurde folgendes Kommuniqué ausgegeben: Die letzte Sitzung der Vertreter der Kleinen Entente fand heute um 10 Uhr im Ministerium des Aeußern statt. Die Herren Beneš, Duca und Rineš haben die Besprechung der ungarischen Anleihe fortgesetzt. Nachdem sie die diesbezüglichen Protokolle in ihrer Gänge überprüft hatten, sind sie über die Entscheidungen übereingekommen, die noch zur Befreiung der bestehenden Schwierigkeiten notwendig sind. (Jetzt weiß man es! D. Red.) Die Herren Beneš, Duca und Rineš haben vor ihrer Trennung beschlossen, daß die nächste Zusammenkunft der Kleinen Entente im Juni oder Juli stattfinden soll. Die drei Minister werden noch vor ihrer Abreise in Gesprächen zu jenen die Fragen lösen, die zwischen ihren Staaten noch nicht geregelt sind.

Nach der Sitzung wurden die anwesenden Journalisten und Korrespondenten von Minister Beneš und Duca empfangen. Minister Duca erklärte gleich zu Beginn, daß die Teilnehmer der Konferenz mit den Arbeiten derselben sehr zufrieden sind. (Essentiell auch die Bevölkerung! D. Red.) Auf die veröffentlichten Kommuniqués hinweisend, erklärte er, mit größtem Vergnügen konstatieren zu müssen, daß wie in Prag und Sina'a, so auch in Belgrad die Einheitlichkeit der Ansichten unter den Teilnehmern vollkommen war.

Wir haben, sagte er, sehr wichtige Angelegenheiten behandelt, was ein Beweis ist, daß sich die Kleine Entente in Mitteleuropa immer mehr als ein Faktor der Solidarität befestigt hat. Unsere Ziele sind aus-

und die Mitglieder der „Arbeitergruppe“ durch massenhaften Anschluß aus der Partei, durch Einkerkelung und Verjagung nach Sibirien zu maßregeln, aber die Unzufriedenheit mit den vom Zentralkomitee angewendeten Methoden der politischen Anechtung auch innerhalb der Partei hörte darum nicht auf und die Stimme des Widerspruchs erhebt sich immer stärker. Die Gründe sitzen eben zu tief, sie liegen in der Erstarrung und Bürokratisierung der Partei und in der Tatsache, daß das Zentralkomitee die Fühlung mit der Masse der Parteimitglieder verloren hat.

So taucht denn in den wiederkehrenden Auseinandersetzungen ein früher verpöbtes und unbekanntes Wort „Proletarisches Demokratie“, auf, und selbst die hervorragendsten Kommunistenführer wie Trotzki, Nabel und Kamenev müssen zugeben, daß das Fehlen jeder Parteidemokratie viele Unzufriedene geschaffen hat. Schon Anfang November suchte Sinowjew durch einen Artikel über „die neuen Aufgaben der Partei“ diesem Verlangen nach Demokratisierung der Partei Rechnung zu tragen und auch in den Parteikonferenzen in Petersburg und Moskau kam es im letzten Monat zu Vorstößen der Opposition, die sich trotz des Verbotes der Gruppenbildung um bestimmte Führer herum zu kristallisieren beginnt. Auch in dem Parteiorgan, der „Prawda“, wurde über die Frage der Parteidemokratie mit ungewöhnlicher Heftigkeit gestritten, wobei am stärksten auffiel, daß Trotzki selber es war, der deutlich Miene machte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen und der mit größter Schärfe sowohl gegen die „negativen, unerträglichen Eigenschaften des alten Kurjes“, wie auch für die „aktive Parteidemokratie“ Stellung nahm. Er führte in einer ganzen Artikelserie aus, daß der Bürokratismus in der Parteileitung „außerordentliche und gefährliche Dimensionen“ angenommen, es wachse

gesprochen friedlich, denn das Lebensinteresse der drei Staaten besteht darin, auf Grundlage der Verträge den Frieden zu festigen. Ich verlasse, fuhr Duca weiter fort, Belgrad mit der Genugtuung, daß zwei Fragen, welche für Rumänien ein besonderes Interesse haben, sich auf guten Wege zu ihrer Lösung befinden. Das ist vorerst die Frage der Annäherung zwischen Jugoslawien und Italien. Auch das Verhältnis zwischen Tschechoslowakei und Polen befindet sich auf gutem Wege. Ich verlasse Belgrad auch mit der Genugtuung, daß alle Mitglieder der Kleinen Entente das gleiche Bedürfnis nach Konsolidierung der Lage in Griechenland empfinden, nicht vom rein dynastischen Standpunkte, sondern vom Standpunkte des Gleichgewichtes auf dem Balkan. Der Minister konstatierte weiters mit Vergnügen, daß bei der Kleinen Entente auch in der bulgarischen Frage keine Meinungsverschiedenheit besteht. Wir wünschen freundschaftliche Beziehungen zu Bulgarien, die sich auf der Achtung der Verträge gründen. Wir hoffen, daß alle Grenzzwischenfälle vermieden werden, welche die Beziehungen stören könnten.

Beneš über Rußland und Polen.

Auf eine Frage erteilte Dr. Beneš folgende Antwort: Die Tschechoslowakei hat mit Rußland einen Handelsvertrag, der eine beinahe defacto-Anerkennung der Sowjetregierung bedeutet. Ich will, erklärte Dr. Beneš, gegenüber den Ereignissen, die sich vorbereiten, freie Hand haben, dieselben abzuwarten. Denn kein Minister kann Politik in der Luft

die Gefahr der Entartung der Partei, die zur Folge haben müsse, daß die Schichten der Parteibeamten allmählich Opportunisten und Spießbürger werden. Die kommunistische Partei wohne sozusagen in zwei Etagen; in der oberen Etage werde entschieden, die untere erfahre nur von diesen Entscheidungen. Als Mittel gegen diese Gefahren und Uebelstände rät Trotzki zu einer engeren Verbindung mit der kommunistischen Jugend, mit der die älteren Kommunistenführer jetzt unzufrieden seien, die aber als Brücke zum Industrieproletariat dienen müsse.

Trozkis mußte sich dafür von der „Pravda“ und von anderen Mitgliedern des Zentralkomitees energische Zurechtweisungen gefallen lassen, die ihm vorwarfen, daß er „kein Monopol auf Demokratie“ habe, und daß das, was er mache, der Partei schade. Er wolle „nur die Partei erschüttern“ und die alte Garde durch Kameraden ersetzen, welche die bolschewistische Partei zu einer nichtbolschewistischen machen würden. Der Streit wurde vorläufig eingestellt, aber er ist damit nicht beendet und er wird sicher bei der noch im Jänner stattfindenden Parteikonferenz der Kommunisten in Moskau wieder aufleben. Es ist selbst in Rußland auf die Dauer unmöglich, ein System der Unfreiheit zu erhalten, das 120 Millionen Menschen unter die Willkürherrschaft einer Handvoll Diktatoren stellt. Wenn es sich in dem ausgedehnten Konflikt vorerst auch nur darum handelt, in der Partei der Demokratie Geltung zu verschaffen, so wird diese Auflehnung gegen die Diktatur die notwendige Entwicklung zu demokratischen Reformen auch im Staate bedingen. Diese Entwicklung kann durch „Säuberungen“ und andere Gewaltmaßnahmen verzögert, aber nicht verhindert werden. Die Krise des Leninismus ist die erste Etappe auf dem Wege der demokratischen Befreiung des russischen Proletariats.

machen. Hauptsache ist, daß wir drei untereinander im Einvernehmen sind. Der Vertrag mit Frankreich, fuhr der Minister fort, bedeutet nur die Festlegung einer bereits bestehenden Situation. Bezüglich Polens meinte er, daß die Hauptschwierigkeiten beseitigt sind, daß wir mit Polen, mit dem uns gemeinsame Interessen verbinden, zu einem Einvernehmen gelangen. Ich bin davon überzeugt.

Die Pfalz.

Englisch-französischer Meinungsaustrausch.

London, 11. Jänner. Reuter erfährt, daß mit der französischen Regierung weiterhin Erörterungen über die Frage einer Untersuchung der Lage in der Pfalz im Gange sind. Inzwischen sei die Angelegenheit weniger dringlich geworden, weil die Anwendung der Verordnungen, gegen die Einwände erhoben wurden, infolge der Aktion der Rheinlandskommission verschoben wurden. Der britische Standpunkt bezüglich dieser Verordnungen sei der, daß die Rheinlandskommission sie nicht annehmen dürfe, denn eine derartige Annahme könne die de facto-Anerkennung der Separatisten bedeuten. Die Oberkommission sei nur zuständig in Angelegenheiten des Besatzungsheeres und habe keine politischen Vollmachten. Wenn irgendwie die Frage der Anerkennung einer separatistischen Bewegung akut werde, bilde die Weimarer Verfassung den Prüfstein. Die Bevölkerung müsse durch eine Mehrheit zeigen, daß sie eine Aenderung wolle, und dem müsse von der Zentralregierung zugestimmt werden. Großbritannien sei neutral und Frankreich habe offiziell erklärt, daß es ebenfalls neutral sei. Infolge der bereits unternommenen Aktion sei, wie bemerkt, die Anwendung der Verordnungen verschoben worden.

Die französische Presse wütet weiter.

Paris, 12. Jänner. Die Presse befaßt sich mit der Situation in der böhmisches Pfalz und konstatiert, daß die deutsche Presse in dieser Angelegenheit ein Abbild der Londoner Presse ist. Das Reich hoffe auf eine Intervention des englischen Außenministers Lord Curzon und ist der Ansicht, daß es über die französische Politik im kritischen Tone sprechen darf. — Der „Petit Parisien“ bemerkt: Es scheint, daß der Umstand, daß das Kabinett Macdonald bald zum Ruder kommen wird, von der germanischen Diplomatie als Gelegenheit zu neuem Widerstand und Kampfe angesehen wird. Diese Haltung nimmt Deutschland regelmäßig jedesmal ein, wenn in Frankreich von der Versöhnung gesprochen wird.

Macdonald: Wenn Poincaré geht, magen wird, entsteht ein neues Europa.

Paris, 12. Jänner. Nach einer Havasmeldung aus Marseille veröffentlicht das dortige Blatt „Le Petit Provencale“ einen Brief Ramsay Macdonalds an den französischen Sozialistenführer Renaudel, in dem der englische Arbeiterführer dem Wunsch Ausdruck gibt, daß das französische Volk freundschaftlich mit dem englischen Volke zusammenwirken möge, um aus dem ruinierten Europa ein neues Europa entstehen zu lassen, das für die gemeinsamen Interessen handeln müsse.

Macdonald beklagt den Umfang der militärischen Ausgaben. Er würde sich freuen, wenn die nächsten französischen Wahlen einen Anlaß zu der Hoffnung geben, daß zwischen England und Frankreich Beziehungen möglich würden, die von kleinlicher Eifersucht frei wären, denn er, Macdonald, hänge derartigen Gedanken nach und werde sich mit aller Kraft bemühen, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, gerade, weil er ein Freund Frankreichs sei.

London, 12. Jänner. Zu dem im „Petit Provencale“ in Marseille veröffentlichten Briefe Ramsay Macdonalds an den Sozialistenführer Renaudel erfährt Reuter, daß dieser Brief ein persönliches Schreiben war, das nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. Die in dem Briefe ausgedrückten Gefühle entsprächen aber vollauf den Anschauungen Macdonalds und seinem Wunsche nach Freundschaft mit Frankreich.

Ein Vorstoß des französischen Imperialismus.

Die französische Schwerindustrie, insbesondere die Produzenten von Roheisen, haben den militärischen Sieg Frankreichs im Weltkrieg voll ausgenützt. Durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich ist dieses Zentrum der deutschen Eisenindustrie in französische Hände geraten und hat die französische Eisenindustrie beträchtlich vermehrt, deren Einfluß auf die französische Politik gewaltig gesteigert. Die Besetzung des Ruhrgebietes hat zu einer weiteren Steigerung des Einflusses der französischen Schwerindustrie geführt. Schon vorher hat die französische Eisenindustrie, vertreten durch den französischen Stinnes, Herrn Schneider-Creuzot, ihre Hände auf die polnische Montanindustrie gelegt, was dazu beitrug, den Schiedspruch über die staatliche Zugehörigkeit Oberschlesiens in polnischen, das ist in französischem Sinne zu beeinflussen. Ebenso hat Herr Schneider-Creuzot Aktien der Kobawerke in Bilsen und der Berg- und Hüttenvergesellschaft in Mähr.-Ostria erworben, so daß er sich auch in der tschechoslowakischen Eisenindustrie einen bedeutenden Einfluß gesichert hat. Nun hat durch die Vereinbarungen, die das tschechoslowakische Eisenartell mit der österreichischen Eisenindustrie abgeschlossen hat, die französische Schwerindustrie einen weiteren Schritt zur Verherrschung der kontinentalen Eisenproduktion getan.

Wie wir bereits gemeldet haben, ist es zwischen der Alpine Montangesellschaft und dem tschechoslowakischen Eisenartell zu einem Vertrag gekommen. Das tschechoslowakische Eisenartell ist ein festes Veräußerungsartell, an das die Bestellungen der weiter verarbeitenden Industrie gelangen und das die Ordres auf die angefertigten Werke aufstellt. Auf dem Gebiete der Tschechoslowakei wurden im Frieden etwa 900.000 Tonnen Roheisen jährlich erzeugt. Im Jahre 1920 ist die Produktion auf 700.000, im Krisenjahre 1922 sogar auf 345.000 Tonnen gesunken. Der Mangel an Absatz ist es, der das tschechoslowakische Eisenartell zu der Vereinbarung mit der österreichischen Eisenindustrie gedrängt hat. Der Vertragspartner des tschechoslowakischen Eisenartells ist die Alpine Montangesellschaft, welche zwei Drittel der Eisenproduktion Österreichs hervorbringt und die von den beiden Finanzmännern Stinnes und Castiglioni beherrscht wird. Es spinnen sich also bereits die Fäden zwischen der deutschen und der französischen Schwerindustrie, wofür übrigens der jüngst abgeschlossene sogenannte Ricambertvertrag zwischen Frankreich und den Ruhrindustriellen Zeugnis ablegt.

Ist schon diese deutsch-französische Verständigung auf dem Gebiete der Roheisenproduktion bemerkenswert, so ist damit der Ehrgeiz der französischen Schwerindustrie noch nicht befriedigt. Schon streben Stinnes und Schneider-Creuzot ihre Hände nach Südamerika aus — zwischen der Alpine Montangesellschaft und der Krainer Eisenindustrie ist ein Vertrag zustande gekommen — und auch die in Ungarn gelegenen Rima-Muranyer Werke sollen in den stongeren einbezogen werden.

Wie man sieht, sind die Konturen eines kontinentalen Eisenmonopols nicht nur sichtbar, sondern das kontinentale Eisenartell ist unter französischer Führung bereits eine Tatsache. Die Folge davon ist natürlich die Auslieferung aller verarbeitenden Industrien und so-

mit der ganzen Bevölkerung an einen kontinentalen Montantrust, der die Eisenpreise in Europa einfach diktieren kann. Aber das große Wirtschaftsgeschehen, das sich da vor unseren Augen offenbart, ist auch politisch bedeutungsvoll. Der kontinentale Montantrust wird die Grundlage für die französische Kriegswirtschaft und den französischen Imperialismus, der seine Macht immer mehr ausdehnen und zu verankern sucht. Ein solches monopolartiges Gebilde der Kriegs- und Schwerindustrie ist aber, wie das Kriegstreiben der deutschen Schwerindustrie vor dem Weltkrieg gelehrt hat, eine ständige Kriegsgefahr. Dazu kommt noch, daß der Gegensatz zwischen Frankreich und England dadurch gesteigert wird, da der unter französischer Leitung stehende kontinentale Monopollust mit

aller Kraft die englische Schwerindustrie an die Wand zu drücken versuchen. Der Gegensatz zwischen deutscher und englischer Schwerindustrie vor dem Krieg findet seine gefährliche und unheilverkündende Nachfolge in dem Gegensatz zwischen englischer und französischer Schwerindustrie. Im gleichen Augenblick, da Deutschlands und Frankreichs Kapitalisten sich zu verständigen trachten, werden die wirtschaftlichen Grundlagen eines neuen weltpolitischen Gegensatzes sichtbar. Die Entwicklung des Kapitalismus nach dem Weltkrieg zeigt uns, daß der Kapitalismus seinem ganzen Wesen nach die Gefahr neuer, ungeheuren Umfang annehmender Kriege ständig auf sich erzeugt und daß er ein immer größeres Hindernis der Fortentwicklung der menschlichen Kultur wird.

Das Geheimnis der Antwortnoten.

Frankreich wünscht die Nichtveröffentlichung der Antworten und will, wenn Deutschland loyal bleibt, mit sich reden lassen!

Berlin, 12. Jänner. (Eigenbericht.) Die Antworten Frankreichs und Belgiens sind nun auch in Berlin eingetroffen. Die Noten, die von sehr umfangreichen Kommentaren, der beiden Regierungen begleitet sind, sollen auf Wunsch des französischen Kabinetts zunächst nicht veröffentlicht werden. Man erfährt aber, daß Frankreich wünsche, daß die Diskussion über die Forderungen Deutschlands fortgesetzt werde und alle Fragen, die gegenwärtig im Vordergrund stehen, weiter zur Erörterung gestellt bleiben.

Eine Parade der Massenschlichter.

Statt „Deutscher Tag“ ein deutscher „Schand-Tag“. Berlin, 12. Jänner. Die „Deutsche Tageszeitung“ berichtet aus Kassel, daß am 19. und 20. Jänner ein „Deutscher Tag“ stattfindet, zu dem Hindenburg, Ludendorff, Matkensen, v. d. Goltz, Admiral Scheer und viele andere Heerführer ihr Erscheinen zugesagt haben. Die nationalen Verbände Kassels und des hessischen Landes wollen zugleich mit dem deutschen Tag dem Tag der Reichsgründung durch eine machtvolle Kundgebung eine besondere Weihe geben.

Die Stadt Berlin in Bedrängnis.

Kein Geld für Gehalte und Löhne. Berlin, 11. Jänner. (Eigenbericht.) Die außerordentlich schwierige finanzielle Lage der Gemeindeverwaltung Berlin hat den Magistrat veranlaßt, dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg als zuständiger Aufsichtsbehörde mitzuteilen, daß er nicht in der Lage sein werde, den Beamten und Angestellten der Stadt kommenden Montag die fälligen Bezüge auszusahlen.

Der Hauptausschuß der Stadtverordnetenversammlung tritt Montag zu einer Beratung zusammen, um neue Mittel zur Sanierung der städtischen Finanzen zu suchen. Sollte die Beratung zu keinen greifbaren Ergebnissen führen, so ist mit der Ernennung eines Staatskom-

Theophile — Alexandre Steinlen.

Frankreich verlor im Monat Dezember einen seiner begabtesten Maler, Theophile Alexandre Steinlen, dessen sensuive Kunsternatur der Krieg aufs tiefste erschüttert hatte und dessen Gesundheit auch die Nachkriegszeit nicht wieder vollkommen herzustellen vermochte. Zeitweise verfiel er in tiefe melancholische Grübeleien, aus denen ihn nichts befreien konnte, bis plötzlich seine im Grunde heitere und lebensfrohe Natur sich durchsetzte und die dunklen Wolken verschonte.

T. A. Steinlen wurde im Beisein am Genesee im Jahre 1860 als Sohn einer zahlreichen Malerfamilie geboren. Sein Großvater war Zeichenlehrer. Er hatte neun Söhne, alle zeichnen. Der kleine Alexander wuchs dem auch inmitten dieser freiliebenden Familie, umgeben von der Naturpracht dieser wunderbaren Gegend auf. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Laufanne wurde er von einem seiner acht Onkel aufgefordert, zu ihm nach Mülhausen zu kommen. Alexander sollte industrieller Maler werden und unter seiner Leitung den Weg dieses sicheren, aber nicht sehr einträglichen Berufes einschlagen.

In der elässischen Fabrikstadt traf der junge Schwieger einen Pariser, den das Provinzleben zur Verzweiflung trieb. Er langweilte sich und behauptete, nur in Paris verstehe man zu leben, mit dem Schönen zu vibrieren. — Die Versuchung war groß... wie hätte auch ein Jüngling mit dem heiteren Gemüte Steinlens widerstehen können...? So führen denn unsere beiden jungen Leute bald der Hauptstadt zu. Es handelte sich um eine regelrechte Flucht, über die der wütende Onkel sich erst viel später mit dem berühmten gewordenen Neffen verhöhte.

Im Wirbel der Großstadt unterzugehen, ein Opfer der Künstlerbohème zu werden, davor rettete Steinlen der praktische Sinn, der den Schweizer eigen ist. Um seine Miete und sein Essen

bezahlen zu können, fuhr er fort, industrielle Zeichnungen zu liefern. Das Glück führte ihn Rudolphe Salis zu, der ihn, begeistert über seine Zeichnungen, in seinen „Chat Noir“ einführte und seine Tierstücken, die unter dem Einfluß der japanischen Kunst standen, ausstellte. Dies bedeutete den ersten Schritt zum Ruhme.

Nebenbei versuchte er die neuen Eindrücke, insbesondere das Leben der einfachen Leute, die ihn in diesem eigenartigen Viertel des großen Paris umgaben, wiederzugeben. Sein milder, gütiger, misfühlender Charakter zog ihn zu den Leidenden, den Einsamen, den Armen, den Arbeitenden hin.

Solche Bilder waren für das lebenslustige Paris eine Neuheit. Noch nie hatte ein Maler, vom Glanz erschüttert, seine Kunst der Schilderung der Not gewidmet. Seine Zeichnungen erregten Aufsehen, die Unmittelbarkeit des Ausdruckes fiel auf, sie ergriff, lagte an, und sein Name wuchs schnell. Die Feder eines Anatole France sollte ihm verschiedentlich öffentliche Anerkennung. Bald wurde er Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften von Bedeutung, illustrierte „Crainquebille“ von Anatole France, Werke von Jehan Rictus, dem wunderbar ergreifenden Dichter des Pariser Proletariates, u. a. m.

Sein Pinsel liebte farbenfrohe Kontraste, die in den Malaten der Tournee des schwedischen Ballettes Triumphe feierten. Sein Ruf als Maler wuchs rasch über die Grenzen seines Adoptivlandes hinaus. Wir bedauern lebhaft, daß T. A. Steinlens Gesundheit ihn verhinderte, 1922 der Aufforderung nachzukommen, die die Bildungszentrale der sozialdemokratischen Partei der Tschechoslowakei an ihn ergab, ihm ein Plakat für den Weihnachtsverkauf ihrer Wägereien zu verfertigen.

Obgleich unser Freund auch als Porträtmaler Hervorragendes leistete, so bleibt er dennoch in erster Linie der liebende Zeichner der Unterdrückten, der Freund der Arbeitenden der Fürsprecher der ungerechten Leidenden. Sein Stift gleicht dem einer Käse Stollwiz (Berlin). Wenn

Von französischer Seite wird in Umlauf gesetzt, daß von der ferneren loyalen Haltung der Reichsregierung sehr viel abhängen, insbesondere, welche Konzessionen es von Frankreich erhalten würde. Die Antworten, so verkündet, enthalten auch manche positive Vorschläge, die sich auf die Verkehrs- und Währungsfragen beziehen, ferner beschäftigen sie sich mit der rheinisch-westfälischen Goldnotenklausur, in welcher Angelegenheit sich eine ziemlich Annäherung der beiden Standpunkte feststellen lassen.

missärs zu rechnen. Ungläublicherweise sind die staatlichen Behörden sogar bemüht, die finanziellen Schwierigkeiten der Stadt noch mehr zu verschärfen, indem sie sich weigern, das Berliner städtische Notgeld trotz vorhandener voller Deckung in Zahlung zu nehmen.

Die Hauptfrage ist ihnen die Parole!

Schlecht organisierte Streiks schädigen die Arbeiterschaft. Berlin, 11. Jänner. (Eigenbericht.) In einigen Orten des rheinisch-westfälischen Industriegebietes haben die Ortsleitungen des Deutschen Metallarbeiterverbandes, soweit sie von den Kommunisten beherrscht werden, die Generalstreik-Parole verkündet, der die Arbeiterschaft nur zum Teile auch Folge geleistet hat. Die Unternehmer scheinen diese Kampfanzeige zum Vorwand nehmen zu wollen, ihre alten Pläne, die Arbeitszeit zu verlängern, nunmehr mit den schärfsten Mitteln zur Durchführung zu bringen. Sie erklären, daß sie mit dem Verband der Metallarbeiter nicht verhandeln wollen, ehe nicht der Generalstreik beendet ist.

Köln, 12. Jänner. (Wolff.) Die Lage im Düsseldorf-Berzirk hat sich in den letzten Tagen wenig verändert. Die Generalstreikparole hat nicht den erwarteten Anklang gefunden. In Düsseldorf kam es zu kleineren Märschen und Verkehrsstörungen. In Essen hatte der Aufruf zum Generalstreik keine Wirkung. Bloß in Gelsenkirchen ist eine Streikleitung gebildet worden, doch liegen nur zwei kleinere Betriebe still.

ihn auch eine Männerhand führte, so entbehrt er doch der Brutalität eines Zille, des Zeichners des Berliner Proletariates. Das ergreifend geschilderten Szenen, die sich zur Anlage erhoben, reichen einem Hans Baluschek (Berlin), dessen Gemälde, die Wiedergabe des jammervollen Glendes, gleichfalls im Gemüte haften bleiben, die Bruderhand.

T. A. Steinlen war in tiefster Seele Internationalist, sein Herz schlug mit dem Weltproletariat. Noch entgeht den Arbeitern der verschiedenen Länder die große Zahl der Freunde, die sie unter den besten Künstlern der ganzen Welt zählen, die mit Fähigkeit, mit unermüdlichem und unerbittlichem Eifer für ihre Sache kämpfen. Die Not des Alltags hindert sie zu sehr, an den herrlichen Blüten, die ihnen Künstlerseelen schufen, sich zu erfreuen. Zu wenig achten wir auf dieses herrliche Band, die internationale Kunst, die als prächtiges Bindeglied die Völker, trotz ihrer Verschiedenartigkeit, einander näherzubringen vermöchte.

T. A. Steinlen blieb sein Leben lang in Paris, in Montmartre, unermüdet arbeitete unermüdetlich in seinem Atelier, von einem Duzend Katzen, darunter ein Samenfarnärgchen, umgeben, die mit einem kleinen Affen gute Freundschaft hielten, Tiere und Blumen waren seine Freunde. Das freundliche, gütig-versöhnliche Wesen, das ihn auszeichnete, seine freundliche Lebensphilosophie, erfüllten sein Haus mit gastfreundlicher Wärme. Jeder, der dem kleinen Mann mit den blühenden grauen Augen, dem etwas gedrungenen Körper, der hohen gebogenen Stirn gegenüber saß, wird mit Wärme an ihn zurückdenken, und wer den kräftigen Händedruck, in dem die ganze Ehrlichkeit, Kampflust, Offenheit, Einfachheit, Güte und Menschenliebe ausgedrückt war, empfand, der wird Theophile Alexandre Steinlen, den herzlichsten Freund, nicht vergessen.

Monach (Schweiz), im Jänner 1924.
Marguerite C. Blenz.

Kundgebungen gegen die Militärkontrolle.

Stuttgart, 12. Jänner. (Wolff.) Anlässlich des Besuches der internationalen Kontrollkommission kam es in der Olgastraße und später in der Friedrichstraße zu Kundgebungen. In der Friedrichstraße war schließlich eine starke Menschenmenge versammelt, die patriotische Lieder sang und teilweise auch durch Föhlen ihrem Unwillen Ausdruck gab. Erst einem größeren Aufgebot von Polizei gelang es, die Menge zum Auseinandergehen zu veranlassen. Zu einer persönlichen Belästigung der Kommissionsmitglieder ist es nicht gekommen.

Die letzten großen Sorgen der Baldwin-Regierung.

Frage: „Darf die Thronrede funktelephonisch verbreitet werden.“ Antwort: „Nein!“

London, 12. Jänner. (M.) Der Ministerrat tagte gestern zwei Stunden lang. Die nächste Sitzung wird am Montag nachmittags stattfinden. Wie verlautet, werden den Gegenstand der nächsten Sitzung laufende Angelegenheiten bilden, die sich inzwischen angehäuft haben und die die Minister noch vor Eintreten eines „unerwarteten“ Ereignisses im Unterhause erledigen wollen. Wie mitgeteilt wird, beschäftigt sich das Kabinett mit der Frage, ob die radiotelephonische Reproduktion und Verbreitung der Thronrede gestattet werden soll. Nach gründlicher Prüfung dieser Frage wurde beschlossen, daß etwas Derartiges nicht gestattet werden könne.

Das Kabinett hat es zur Regel erhoben, daß politische Reden nicht radiotelephonisch verbreitet werden dürfen und die Minister haben auch darüber beraten, ob die Thronrede in die Kategorie politischer Kundgebungen fällt, da sie immer durch irgend eine politische Partei vorbereitet wird und die Absichten dieser Partei ausdrückt. Die Mehrheit der Minister trat dafür ein, daß die erste radiotelephonisch verbreitete Rede des Königs seinen Parteifaraktoren tragen, sondern sich mit irgend einer Frage vom vitalen nationalen Interesse befassen soll.

Baldwin läßt die Schutzfrage fallen.

Aus der Wahlparole wird eine Chamade. London, 12. Jänner. Reuter meldet: In der gestern abgehaltenen Kabinettsitzung sei dem Vernehmen nach beschlossen worden, die Schutzfrage in der Thronrede nicht zu berühren.

Vor einem Eisenbahnerstreik in England.

London, 12. Jänner. Die Leiter der Eisenbahngesellschaften beschloßen, den Vertretern des Maschinenverbandes in der Frage der veränderten Schutregelung kein Zugeständnis zu machen. Infolgedessen hat der Maschinenverband heute offiziell bekanntgegeben, daß der Eisenbahnstreik jetzt unabweislich geworden sei und jeden Augenblick ausbrechen könne.

Der Wettlauf der Alliierten nach Moskau.

Fortschreitende Verhandlungen zwischen England und Rußland.

London, 12. Jänner. (Gavas.) Der liberale Abgeordnete D'Neill hat gestern in einer Rede, in welcher er über die Fortschritte der gegenwärtigen Verhandlungen betreffend die Wiederaufnahme der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Rußland sprach, bemerkt, daß in ungefähr drei Monaten ein britischer Botschafter in Moskau ernannt sein wird.

Italiens Handelsvertragsverhandlungen.

Rom, 12. Jänner. Die Blätter melden, daß unter dem Vorstehe des Senators Cantarini ein Sitzung der Vertreter des Handels, der Industrie und der Finanzwelt stattfand, in welcher über die Frage des Abschlusses eines Handels- und Schiffsabrisvertrages mit Rußland beraten wurde. Die Verhandlungen mit Rußland sollen gut fortschreiten.

Staatspolitik und Staatsgeschäfte.

London, 12. Jänner. „Daily Express“ berichtet aus Paris: Gutunterrichtete diplomatische Kreise erklären, wenn eine sozialistische Regierung in England die Sowjetregierung anerkenne und die russischen Schulden an Großbritannien streiche, so werde Frankreich um Streichung der französischen Kriegsschulden an England ersuchen.

Blutiger Zusammenstoß zwischen Kommunisten und Anarchisten.

Zwei Tote in einer Versammlung. Paris, 12. Jänner. (Gavas.) Anlässlich einer gestern abgehaltenen kommunistischen Versammlung, welche gegen die Erneuerung protestieren sollte, kam es zu erheblichen Ausschreitungen. Die mit der Polizei der kommunistischen Parteileitung unzufriedenen Anarchisten nötigten den Deputierten C. Chin, die Rednertribüne zu verlassen. Während des in der Versammlung entstandenen Tumultes wurden einige Revolver erschossen. Für zehn Personen wurden verletzt, zwei derselben sind bereits gestorben.

Ramsay Macdonald.

Der Führer der englischen Arbeiterpartei.

Ramsay Macdonald, der politische Führer der Arbeiterpartei im englischen Parlament, ein Mann in den Sechzigern Jahren, ist in dem schottischen Hochland als der Sohn kleiner Häufler geboren und bereitete sich ursprünglich auf den Lehrerberuf vor. Als er aber nach London kam, machte er die Bekanntschaft eines sehr angesehenen liberalen Abgeordneten von irischer Herkunft, Lough, der den begabten und für politische Dinge interessierten jungen Mann zu seinem Privatsekretär machte. An der Seite Loughs erwarb Macdonald die Kenntnis des parlamentarischen Gedankens, die die Beherrschung des parlamentarischen Bodens, was ihm später, als er der Führer der Opposition ward und jetzt, wo er vielleicht bald der Führer des Parlaments sein wird, so sehr zustatten kommt. Er gehörte mit Keir Hardie zu den Gründern der Unabhängigen Arbeiterpartei. Macdonald sah als eine der wichtigsten Aufgaben des werdenden britischen Sozialismus die Loslösung der radikal denkenden Elemente der liberalen Partei und entwarf in diesem Sinne eine erfolgreiche Tätigkeit. Als die Labour Party (Arbeiterpartei) gegründet wurde, trat Macdonald mit der J. L. P. (Unabhängige Arbeiterpartei) ihr bei und gehörte vom Anfang an zu ihren einflussreichsten Mitgliedern.

Beim Ausbruch des Krieges war er Mitglied des Unterhauses; da er aber ein offener Kriegsgegner war, sahen die in das Lager des Krieges abgeschwenkten Männer der Labour Party und der Gewerkschaftsbewegung ihn mit schiefen Augen an. Bei den Abwahlwahlen im Jahre 1918, unmittelbar nach dem Waffenstillstand, ist er durchgefallen, und auch als er später in einem der reinen Industriebezirke Londons, in Woolwich, bei einer Nachwahl auftrat, gelang es ihm nicht, in das Unterhaus zu gelangen. Die Nachwirkungen des Krieges in den Gemütern der Arbeiter, ihre Vergiftung durch die Haß- und Lügenpropaganda war eben noch zu stark, um dem Kriegsgegner Macdonald zu einem Erfolg zu verhelfen. Erst als der große Dammbrech von 1922 kam und als die Labour Party und in ihr die sozialistischen Elemente, die radikal und pazifistisch Denkenden, zu solch großem Einfluß gelangten, zog Macdonald in das Parlament ein und wurde schon vor einem Jahr der Führer der Labour Party und der Führer der offiziellen Opposition. Heute steht er an der Spitze der Partei, die die ernstesten Aussichten hat, sehr bald die Lenkung der Geschicke eines des größten und mächtigsten Reiches der Welt in die Hände zu bekommen.

Macdonald ist ein Mann von einer seltenen Rednergabe, von einer starken internationalen Gesinnung, dabei aber stark und durchdringend in seinem Fühlen und auch in seinen Lebensgewohnheiten.

Es war eine ausgemachte Sache, daß Ramsay Macdonald, wenn die Labour Party die Regierung übernimmt, der erste aus der Arbeiterpartei hervorgegangene Ministerpräsident Großbritanniens werden würde.

Inland.

Ausschreibung der Karpathorussischen Wahlen.

Gegenüber Vertretern der politischen Parteien Karpathorusslands, die in den vergangenen Tagen in Prag weilten, gab das Innenministerium die Versicherung ab, daß die Wahlen der karpathorussischen Abgeordneten in das Prager Parlament in den nächsten Tagen ausgeschrieben und rasch durchgeführt werden. Das Ministerium des Innern erklärte, daß die Regierung

nicht beabsichtige, auf irgend eine Weise die karpathorussischen Wahlen zu verschieben.

Minister Bechyná hielt mit den Führern der karpathorussischen Sozialdemokratie Picha und Kloczural eine Besprechung am gestrigen Tage ab.

Gegen die Sozialdemokratie ist ihnen auch der Jud willkommen. Die „Deutsche Landpost“ zitiert eine Stelle aus einem Aufsatz Scheidemanns in der deutschamerikanischen Zeitschrift „Die neue Zeit“. Scheidemann schildert dort die Not Deutschlands. Die „Landpost“ zitiert ihn aber nur, um dann den Zusatz der amerikanischen Zeitschrift wiederzugeben, der die Dolchstoßlegende aufwärmt und vertieft und dem „Marxismus“ die Schuld an Deutschlands Elend zuschiebt. Als Autor dieses Zusatzes nennt die „Landpost“ den „Schriftleiter Michael Singer“. Wir können nicht sicher behaupten, daß dieser Mann früher Moriz Singer geheißen hat. Aber auch ein Michael Singer nimmt sich als Gewährsmann der antisemitischen „Deutschen Landpost“ postfremlich aus. Aber als „Zeuge“ gegen die Sozialdemokratie ist diesen Halbhalbkreuzlern auch ein Jud willkommen.

Der sozialpolitische Ausschuss des Abgeordnetenhauses tritt Dienstag, den 15. Jänner, um halb drei Uhr nachmittags zusammen.

Ausland.

Gemeindevahlen in Sachsen. Am heutigen Sonntag finden in Sachsen die Gemeindevahlen statt. Die Wahlen geben im Zeichen der Militärbefehlsherrschaft gegen die Arbeiter vor sich. Knapp vor den Wahlen erst ist in der Republik Sachsen eine

Verordnung des Militärbefehlshabers Müller veröffentlicht worden, welche jede Art von Wahlkontrolle bei schwerer Strafe verbietet. Diese Maßnahme des Militärbefehlshabers ist einseitig gegen die Arbeiterchaft gerichtet, welche das größte Interesse daran hat, zu überprüfen, daß jeder Wähler von seinem Wahlrecht Gebrauch macht. Gerade diese Verordnung des Generals wird allen sächsischen Arbeitern beweisen, daß die Wahlen am Sonntag nicht nur über Gemeindevragen zu entscheiden haben, sondern daß es sich auch um die Frage: Fortsetzung oder Aufhebung des Belagerungszustandes und der Militärdiktatur und letzten Endes: Kapitalismus oder Sozialismus handelt.

Ein deutsches Völkerverbundprogramm skizziert in unserem Breslauer Bruderblatt Dr. Hans Wehberg. Er kritisiert scharf das bisherige Vorgehen des Völkerverbundes, glaubt aber an den Sieg des Völkerverbunds und sagt unter anderem: „Was kann das deutsche Volk tun, um den Gedanken des Geiser Bundes zu fördern? Noch einmal müssen wir, obwohl die beste Stunde 1921 und 1922 bereits verpaßt wurde, daran erinnern, daß Deutschland so schnell wie möglich, also unmittelbar zur fünften Bundesversammlung im Herbst 1924, den Antrag auf Aufnahme in den Völkerverbund stellen sollte. Voraussetzung muß allerdings sein, daß von Frankreich kein entscheidender Widerspruch verlaubbart wird. Deutschland soll den Eintritt an keinerlei Bedingungen knüpfen, in der Ueberzeugung, daß es bald ganz von selbst den erforderlichen Einfluß, insbesondere einen Sitz im Völkerverbund, erhält, wenn es nur eifrigst an dem Völkerverbund mitarbeitet und zu den Geiser Verhandlungen andere Wortführer als derzeit nach dem Haag entsendet. Der Eintritt Deutschlands in den Völkerverbund würde den ersten Schritt zur Universalität des Völkerverbundes bedeuten.“

Die Spiritusforruption im ganzen Staat.

Prädel gefährdet den Senat.

Wie „Pravo Lidu“ sagt, ist an eine Einberufung des Senates vor Liquidierung der Affäre Prädel nicht zu denken, da es hierbei zu Skandalen kommen könnte. Der Senat laufe deshalb Gefahr, aus dem politischen Leben ausgeschaltet zu werden; denn die Verfassungsurkunde verleihe im Paragraph 43, der Senat sei verpflichtet, zu einem vom Abgeordnetenhause bereits angenommenen Beschlusse binnen sechs Wochen, zu einem Budget- oder Wehrgesetz binnen vier Wochen Stellung zu nehmen. Andernfalls werde angenommen, daß der Senat mit dem Abgeordnetenhause übereinstimme. Der Termin für die Abstimmung der in der letzten Abgeordnetenhause Sitzung erledigten Entwürfe läuft mit 30. Jänner ab. Bis zu der Frist müßte der Senat zusammentreten, falls er die geplanten Abänderungen im Budget durchsetzen wollte. Andernfalls werde das Gesetz als angenommen dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt werden. Dies wäre der erste Fall dieser Art in unserer Republik und für den Senat sehr bedenklich. Doch sei nicht ausgeschlossen, daß es einige noch früher vom Abgeordnetenhause erledigte Vorlagen gebe, so daß die angeführte Möglichkeit schon früher zur Tatsache werden könne.

Evehla gegen Prädel.

Während die offiziöse und halboffiziöse Presse über die Spiritusaffäre schweigt, schreibt die der Regierung nicht fernstehende Brüner „Morogepost“:

Das Bekanntwerden des Ringgeschäfts hat die Wirkung gehabt, daß die tschechischen Sozialdemokraten, die sich anscheinend gleich den übrigen

gen Koalitionsparteien mit Herrn Prädel's Zensurklärung zufrieden geben wollten, erneuert seinen Kopf verlangen und ihr Hauptorgan „Pravo Lidu“ ungeschont kritisiert. Die Spiritusaffäre ist also verwickelter geworden, um so mehr, als auch die erwähnte Ringgeschäfte Herr Prädel noch immer nicht zu entscheidenden Schritten bewegen hat, sondern auch für den Ministerpräsidenten Evehla und die ganze Regierung, die eine Lösung der Angelegenheit im Sinne des Präsidenten der Republik wünschen. Die Öffentlichkeit aber sieht völlig auf der Seite jener, welche für die rücksichtslose Beilegung aller sind, auf die der Mafel unkorrekten Handelns fällt.

Noch andere Affären?

In dem großen Kostenaufwand des politischen Lebens der tschechischen Koalitionsparteien ist, so sagt das Zentralorgan der tschechischen Arbeiter, der Schlüssel zur Spiritusaffäre und zu allen anderen Affären, die sich aus dem Spiritus noch entwickeln können, zu suchen. Denn nach der Ueberzeugung des tschechischen Volkes hat nicht bloß die Spiritusgenossenschaft in die Führung einiger Parteien mit ihren Millionen eingegriffen, sondern man erwartet noch eine Ruderaffäre, eine Kohlenaffäre, eine Petroleumaffäre, eine Pferdeaffäre, eine Vodenamtsaffäre, welche alle das politische Leben noch mehr kompromittieren werden, als die Spiritusaffäre.

Die „Morodni Listu“ fällen über die Grobmannschaft der Koalitionsparteien folgendes Urteil: Die Spiritusaffäre beleuchtet vor allem eine Sache deutlich: Die Unhaltbarkeit der Art und Weise, wie bei uns Politik gemacht wird. In

keinem Staate der Welt haben die politischen Parteien einen so weitverzweigten Organisationsapparat und eine so kostspielige Struktur, wie es bei den tschechoslowakischen politischen Parteien der Fall ist. Diese neuen Organisationsmethoden, die früher auf bei uns unbekannt waren, haben bei uns einige reichgewordene Parteien eingeführt. Eben in dieser Kostspieligkeit unseres politischen Organisationslebens ist der Schlüssel zur Spiritusaffäre und zu allen übrigen Affären, die sich „aus dem Spiritus“ entwickeln, zu suchen.“

Die tschechischen Sozialdemokraten.

„Pravo Lidu“ korrigiert die Ausführung des „Ceske Slovo“, daß die sozialdemokratischen Minister im Ministerrat mit für den Spiritusübernahmepreis gestimmt hätten. Auch hätten die nationalsozialistischen Minister sich erst dann dem allgemeinen Vorgehen angeschlossen, und ihre Unentschlossenheit, die auch Dr. Benesky bezeuge, ausgegeben, nachdem sie sich von dem ablehnenden Standpunkt der Sozialdemokraten überzeugt hätten. Weiters sei die „Beoberna drustvojni banka“ keine sozialdemokratische Bank, habe nie und werde nie Geschäfte mit der Spiritusverwertungsgesellschaft oder dem Staate abwickeln und habe auch keinen Heller bei ähnlichen Geschäften angenommen. Die Bank habe der sozialdemokratischen Partei mit keinem Gelde ausgetauscht. Kein Mitglied der Partei, auch nicht in der Slowakei, habe aus dem Dispositionsfond oder aus dem Fond irgend einer anderen Genossenschaft Geld empfangen.

Der slowakische Spiritus.

„Im Jahre 1921“, so schreibt „Ceske Slovo“, wurde den politischen Parteien in der Slowakei angeboten, daß ihnen der Spiritusverkauf übertragen werde, falls damit die Spiritusverwaltung noch Genossenschaftsart erfolge, teils damit die Parteien für ihre Tätigkeit Geld hätten. Jeder Partei wurden je 1000 Hektoliter Spiritus angeboten, wobei 4 Kronen Gewinn an jedem Liter resultieren, so daß bei diesem Geschäft jede Partei 400.000 Kronen Gewinn gehabt hätte. Selbstverständlich konnten die politischen Parteien nicht direkt mit dem Verkauf des Spiritus betraut werden, sondern der Spiritus wurde den Genossenschaften und Organisationen der slowakischen Parteien folgendermaßen zugeteilt: Die agrarische Zentralorganisation erhielt 1000 Hektoliter, die Genossenschaft der slowakischen Volkspartei dasselbe Quantum, weitere 1000 Hektoliter wurden der kommunistisch-sozialdemokratischen Arbeitergenossenschaft in Zilina, in der die Kommunisten die Mehrheit haben, zugeteilt. Auch unserer Partei wurde dieser Spiritus angeboten, aber wir haben ihn nicht angenommen.“

Wenn die Polenmarkt fällt . . .

Eingeschränkte Lohnauszahlungen treiben die Arbeiter zu Verzweiflungsausbrüchen.

Warschau, 12. Jänner. Aus Dombrowa-Gornica wird gemeldet, daß es dort gestern auf der Wirtmergrube zu schweren Unruhen gekommen ist. Im Zusammenhang mit der empfindlichen Geldknappheit verständigte nämlich die Grubenverwaltung die Bergarbeiter, daß für diese Woche nur eine teilweise Lohnauszahlung erfolgen werde. Diese Mitteilung hat unter den Bergarbeitern große Empörung hervorgerufen. Ein Teil der Belegschaft wollte unverzüglich in den Streik treten, während der andere Teil sich dem Ausstände widersetzte. In einer Versammlung kam es zu Schlägereien. Der Grubenverwalter und einige Obersteiger wurden mißhandelt. Die eingetroffene Polizei wurde entwaffnet. Erst einer aus Budzin entsandten Militärabteilung gelang es, die Ruhe wiederherzustellen.

Von indischen Geheimnissen.

Nach John Sagenbeds indischen Erinnerungen.
Von Victor Ottmann.

Es fällt dem in Indien reisenden Europäer nicht leicht, die richtige Einstellung zu den Riten der indischen Mystik zu finden. (Unter „Mystik“ versteht der Verfasser den populären Begriff des Geheimnisvollen, nicht die religiöse Mystik. D. Red.) Aus lauter Verlangen, sich dämpfen zu lassen und ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit zu werden, geht er in seinen Zweifeln gewöhnlich zu weit und ist geneigt, alles, wofür er nicht gleich eine Erklärung zur Hand hat, für Taschenspielererei und Betrug zu halten. Mit dieser unbedingten Ablehnung schießt er ebenso weit über das Ziel hinaus wie sein Gegenpart, der mystische Schwärmer, der sich dem faszinierenden Zauber des Geheimnisvollen und Unergründlichen, wie es ihn in der indischen Welt auf Schritt und Tritt begegnet, allzu willig hingibt und dabei die klare Einsicht verliert. Weder die übertriebene Skepsis, noch der unkritische Enthusiasmus werden den rätselhaften Erscheinungen der indischen Mystik gerecht; nur eine streng methodische, vorurteilslose Darstellung und Prüfung der Einzelfälle, also eine Kaluist, wie der Mann der Wissenschaft das nennt, könnte etwas Ordnung in den unangeordneten Wirrwarr bringen und eine deutliche Vorstellung vom Wesentlichen der indischen Geheimlehre verschaffen. Eine derartige Objektivität wird in den meisten Büchern über Indien leider vermisst.

Zweifelslos kommt bei allen diesen Wunderdingen den Suggestionen eine hervorragende Rolle zu. Ueberhaupt auf der Welt, wo berufsmäßige Zauberer ihr Wesen treiben,

wie die Schamanen der sibirischen Tundras, die Priester der zentralamerikanischen Indianer, die Medizinmänner und Teufeldäner der Südvölker verdanken Priester und Berge ihre Erfolge den starken Wirkungen der Suggestion. Nirgends aber erwirkt sich die Macht der Suggestion also groß, nirgends artet sie derartig in Massenuggestion aus wie in Indien, wo ihr die seelische Eigenart des Volkes, seine Axiomlosigkeit, sein Glauben an alten Ueberlieferungen, seine Hinneigung an die Autorität den günstigsten Boden bereitet. Die Suggestion und ihre Folgeerscheinungen, die ekstatischen Zustände, erzeugen auch eine körperliche Empfindungslosigkeit, über die sich der europäische Zuschauer nicht genug wundern kann.

Die Empfindungslosigkeit fällt bei den Bettelasketen und ihren seltsamen Vorfahrungen besonders auf. Wenn man sieht, wie die Leute stunden- und tagelang in den anscheinend qualvollsten Lagen verharren, auf einer mit Nägeln gespickten Prische hockend, barfuß im glühenden Sonnenbrand stehend, in einem durch die Rückenmuskelatur gezogenen Haken aufgehängt und so hin und her schwingend — wenn man diese Vuhörungen der Janaiten beobachtet, so möchte man meinen, daß sie vor Schmerzen vergehen und in kürzester Zeit in Ohnmacht sinken müßten. In Wirklichkeit verhält es sich aber so, daß die Wundermänner bei ihren Produktionen, die einen so starken Eindruck auf die Eingeborenen machen, kaum ein nennenswertes Unbehagen empfinden und daß sie, obwohl sie sich Tag für Tag den schmerzhaften Folterqualen unterziehen, dabei durchaus rüstig und guter Dinge sind und ein sehr beträchtliches Alter erreichen können. Alles dank der Autosuggestion, die das Schmerzgefühl aufhebt und zu den unglaublichsten Leistungen befähigt.

Aber nicht bloß Priester, Fakire und andere

berufsmäßige Wundermänner bringen so Erstaunliches fertig, auch die gewöhnlichen Laien, das profane Volk, können im Banne der Massensuggestion und der religiösen Ekstase zu ähnlichen Handlungen hingerissen werden und dabei die größte Gleichgültigkeit gegen Körperschmerzen bekunden. Eines der seltsamsten Schaupiele dieser Art ist die Zeremonie des Feuerlaufens, die sich an einigen Orten Südindiens noch bis zum heutigen Tage erhalten hat, obwohl sie heute nicht mehr so häufig stattfindet wie früher. Ihre Teilnehmer gehören den niederen Klassen an und tragen als Abzeichen einen vom Priester um ihre Hand gebundenen Streifen gelben Kattuns. Der Schauplatz der Zeremonie ist eine geräumige Plattform, auf der man ein Fuder Holz und einige Karren Steinkohlen in Brand gesetzt hat. Wenn der Stapel abgebrannt ist, werden die noch glühenden Schlacken und glimmenden Scheite so über die Plattform ausgebreitet, daß sie die Fläche mehrere Zoll hoch bedecken. An einer Seite der Plattform befindet sich das Bild einer Lokalgöttheit nebst den Bildern der Götter Krishna und Arjuna. Nachdem die Gläubigen nun dem Götterbildnis ihre Ehrfurcht bekundet haben, wandelt zuerst der Priester mit bloßen Füßen gemessenen Schrittes und ganz gemächlich über die noch glühenden Schlacken. Ihm folgen die Gläubigen nach und laufen, ebenfalls mit ungeschützten nackten Sohlen, über die Feuerstätte auf die andere Seite, wo sie die Hitze in einem Wasserpfuhl kühlen. Wenn man die Teilnehmer der Zeremonie fragt, ob sie beim Laufen über die noch glühenden Ueberreste des Feuers Schmerzen fühlen oder ob sie ihre Sohlen vielleicht durch Bestreichen mit irgend einem Geheimmittel milder empfindlich machen, begegnet man verwunderlichen, abweisenden Wäden. Tatsächlich sind die Gläubigen alle dermaßen von religiösem Fanatismus erfüllt und stehen so im Banne der Massen-

suggestion, daß sie im Augenblick des Feuerlaufens gar keine Schmerzen erleiden und erst nachher ein Brennen fühlen, das sie durch das Fußbad im Wasserpfuhl bald beschwichtigen.

Befonders traffe Ausbreitungen des religiösen Fanatismus, dabei eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegen Schmerz, Verstümmelung und jämmerlichen Tod bekam man früher, noch vor etwa zwanzig Jahren, ehe diese Greuelereien verboten wurden, in Bari und Zerampore beim jährlichen Umzug des Gottes Dschagganath zu sehen. Da warfen sich immer Dutzende von exaltierten Schwärmern jauchzend unter die Räder des schweren Festwagens, der das Götterbild trug, und ließen sich überfahren, verwunden und töten. Und die berüchtigte indische Witwenverbrennung, die jetzt nur noch sehr selten in entlegenen Gegenden vorkommt und wobei das dem Flammentode geweihte Weib nicht nur völlige Fassung zu bewahren pflegt, sondern oft auch, zu Ehren Gottes, das furchtbare Opfer mit unverhohlener Freude darbringt, gehört ja auch zum Kapitel jener geistigen Epidemien, für die uns nächsterhand Europäer das Verständnis fehlt.

Groß ist der Aberglauben, dem wir in Indien bei allen Ständen, auch den geistig vorgeschrittensten, bis zu den höchsten Klassen hinauf begegnen. Ungern tritt der Indier an irgendein Unternehmen heran, sei es ein Geschäft oder vielleicht eine kleine Reise, ohne vorher die Priester zu befragen, welcher Tag sich dafür am besten eignet. Denn es gibt „gute“ Tage, an denen jegliches Werk gedeiht, und es gibt „böse“ Tage, an denen alles mißglückt. Die Priester können — selbstverständlich gegen klingende Münze oder eine entsprechende Naturalleistung — die guten Tage im voraus bestimmen. Verschickt der Indier die Einladungen zu einem Familienfest, so beruhigt

Das klassische Land der Presse-Korruption.

Sarengeld für die Pariser Boulevardblätter.

Paris, 11. Jänner. (Wolff.) Die Entwürfe der „Dumaine“ aus den Akten des jüdischen Anklägers nehmen seit gestern einen hochpolitischen Charakter an. Es tritt darin jetzt nicht mehr nur der Finanzagent Raffalowitz, sondern auch Jzwolski hervor. Nachdem gestern eine Depesche vom 25. Oktober veröffentlicht worden war, die der nach Paris entsandte diplomatische Agent Tatow an Sokolow gerichtet hat und worin erklärt wird, Poincaré und Jzwolski hätten einen Kreditschritt von 300.000 Franken für erforderlich, um auf die französische Presse einzuwirken, wird heute ein längerer Bericht Jzwolskis an Sokolow veröffentlicht, der von Paris am 1. Februar 1913 abgegangen wurde, am 5. Februar 1913 in Petersburg eingetroffen ist und dort unter Nr. 138 im Eingangsprotokoll registriert worden ist.

In dieser Depesche legt Jzwolski den Zweck seiner Aktion auseinander. Er berichtet, die gegenwärtige außerordentliche Lage lasse einen gewissen finanziellen Druck auf die französische Presse als wünschenswert erscheinen. Aus seinen Unterredungen mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten und jetzigen Präsidenten der Republik (Poincaré) habe er sich überzeugen können, daß Poincaré seine Ansicht teile. Er habe jedoch den Wunsch geäußert, daß nach dieser Richtung nichts unternommen werde, ohne daß er davon unterrichtet würde. Die Verteilung der Unterstreichungen auf die französischen Presseorgane sei unter Be-

teiligung der französischen Regierung und durch Vermittlung einer von ihm genannten Persönlichkeit, nämlich des Herrn Venait, vorgenommen worden. Seine Politik rechtfertige Jzwolski in dem Bericht mit den Worten, seit Beginn des Weltkrieges habe er sich ohne Unterlaß bemüht, in den ersten französischen Blättern eine Diskussion zu unterhalten, die mit dem russischen Standpunkt im Einklang stehe und durch die, wie Minister des Äußeren Sasnow anerkannt habe, in dieser Beziehung höchst greifbare Ergebnisse erzielt worden seien. In der letzten Zeit habe sich in Verbindung mit den Präsidentschaftswahlen in einem gewissen Teil der französischen Presse eine Agitation gegen die angeblich zu weitgehende Unterordnung der äußeren Politik unter die russischen Interessen und deren Direktiven herausgebildet.

Jzwolski spricht sodann von den Unterredungen, die er mit Raffalowitz hatte, um ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, seine gegen Österreich-Ungarn gerichtete Vorkampfbühne zur Geltung zu bringen. Er plaudert aus, er habe Raffalowitz unter anderem erklärt, daß er in den letzten Monaten die Vermittlung von Journalisten der verschiedensten Kategorien habe in Anspruch nehmen müssen, angefangen von den politischen Redakteuren ersten Ranges bis zu den bescheidensten Persönlichkeiten, und daß er diese Vermittlung auch künftig noch brauchen werde.

Prag in der Statistik.

Die Bevölkerung Groß-Prags, ihre Siedlungs- und Wohnungsverhältnisse, Nation, Konfession, Beruf.

In der Bibliothek des statistischen Anzeigers ist als dritter Band eine umfangreiche Studie über die Bevölkerung der Hauptstadt Prag erschienen, deren Autor Prof. Dr. Anton Boháč ist. Dessen Namen ist schon aus Vorkriegszeiten wohl bekannt, denn seine mannigfachen Studien und Statistiken der tschechischen Minderheiten boten reichlich gut fundiertes Material für die genauere Kenntnis der deutsch-tschechischen Frage. Zahlreiche Tabellen und 16 Kartogramme vervollständigen in übersichtlicher Weise das Werk, das sich reichsdeutsch und österreichischen Städtebüchern nimmere würdig anreicht. Denn bis jetzt entbehrt Prag ein solches, streng wissenschaftliches, auf dem Prinzipien moderner Statistik fußendes Werk, welches auch die sozialen Probleme der Gegenwart berührt. Ist auch das Werk ein bloßer Abdruck von zwei in den Jahren 1922 und 1923 im tschechisch-slowakischen statistischen Anzeiger erschienenen Studien, in seiner jetzigen Form, da es als Ganzes vorliegt, bietet es dem Wissenschaftler wie dem Laien zahlreiche Aufklärungen und Anhaltspunkte für soziale Studien. In 18 Kapiteln werden alle in Frage kommenden statistischen Punkte erörtert, von der Entwicklung Prags, den Quellen, dem Anwachsen Prags von 1843 bis 1921, dem Termin der Volkszählung, Verbanung des Stadtgebietes, Häuser, Wohnparteien, Wohnungsliste, Rationalität, Geschlecht, Geburtsort, Alter, Religionsbekenntnis, Beruf und Stellung im Berufe. Ein französisches Résumé beschließt den Text. Es ist die Abertion gegen die deutsche Sprache, die von weit mehr als drei Millionen Einwohnern

der Republik und dreißig Tausend Deutschen in Groß-Prag gesprochen wird, daß sich die Zusammenfassung an die westliche, französische Orientierung hält. Zweckdienlicher wäre — schon um der deutschen Nachbarn willen — eine deutsche gewesen. Herr Boháč ist gewiß der letzte, der sich dagegen sträuben möchte, wenn nicht die „höhere politische Gewalt“ hier entsprechen würde.

In den Groß-Prag bildenden Zonen, der inneren Stadt und vier Zonen, wurden im Jahre 1921 insgesamt 676.657 Einwohner gezählt, deren Mehrheit (69,22 Prozent) auf dem rechten Moldanauer wohnt, das für die Entwicklung der Stadt günstiger ist. Die innere Stadt zählte 3674 Häuser, die übrigen 4 Zonen 15.370 Häuser. Sie waren von 167.837 Wohnparteien bewohnt. Die Durchschnittszahl der eine Wohnung bewohnenden Personen bewegt sich auf dem ganzen Prager Stadtgebiet zwischen 3,5 und 4,6. Die Höchstzahl findet sich im Inneren Prags und in Karolinenthal, wo die Mieter die Zahl erhöhen, die lieber das Zentrum mit größeren Wohnungen aufsuchen, als entfernere Vororte. So wird auch erklärlich, daß das Prager Stadtdieicht das am dichtesten besiedelte in Böhmen ist. Auf einem Hektar der Hauptstadt wohnen 572 Personen.

Die nationale Statistik ergab zur Zeit der Volkszählung 1921: 624.744 Tschechoslowaken, 30.429 Deutsche, 5159 Jüdischnationale, andere 2163, Ausländer 13.362, zusammen 676.657 Einwohner. Das Anwachsen der einzelnen Nationalitäten erhellt aus dem Vergleich der Tabelle

aus dem Jahre 1880, da 266.334 Tschechen, 42.409 Deutsche, andere 357 und 5.342 (zusammen 314.442) gezählt wurden. Von den Einwohnern, die sich zur deutschen Umgangssprache bekannten, waren im Inneren Prags 4.269 Juden, 9.375 andere, (zusammen 13.644, in der 1. Zone 2.741 Juden, 10.555 andere (zusammen 13.296), in Lieben 58, bzw. 333 (391) zusammen 7.068, bzw. 20.263 (= 27.331), in Wschowitz und Nusle 55, bzw. 833 (888), und in den übrigen Gemeinden 303, bzw. 1.907 (= 2.210), in Groß-Prag demnach 30.429 Deutsche (davon nur 7.426 Juden).

Die Wohnungskrise in Prag nach dem Kriege beleuchtet die Tatsache, daß bei der Volkszählung 10.364 Haushaltungen mit zwei und mehreren Personen in Untermiete gezahlt wurden. Wohl der größte Teil der letzteren würden eigene Haushaltungen haben, wenn sie Gelegenheit hätten, eine entsprechende Wohnung zu erwerben.

Nach dem Geschlecht gab es in Groß-Prag im Jahre 1921: 312.044 Männer und 350.910 Weiber. Verhältnismäßig die meisten Frauen waren in der inneren Stadt, je weiter gegen die Peripherie, desto weniger Frauen gibt es unter der Bevölkerung, eine Erscheinung, die schon im Jahre 1910 konstatiert wurde. In der inneren Stadt zählten auf ein Tausend Männer, 1205 Frauen, in der 1. Zone nur noch 1045. Die „Prager“ d. h. die in Prag Geborenen sind mit 294.921 gegen die anderswo Geborenen mit 381.736 in der Minderheit. Sowie auch andere Großstädte, wächst und ergänzt sich auch Prag durch Zuzug vom Lande.

Die Religionsverhältnisse haben sich bei uns seit dem Umsturz derart verändert, daß man von einer Rom feindlichen Bewegung sprechen kann. Die unzufriedene katholische Geistlichkeit gründete 1920 eine eigene tschechisch-slowakische Kirche, welche bis zum 15. Jänner 1921 in Böhmen 437.377 Anhänger gewann; aus der katholischen Kirche traten etwa 1.150.000 Personen aus, von denen mehr als die Hälfte konfessionslos blieben. Groß-Prag zählte 395.119 Katholiken, 30.961 Protestanten, 85.960 Anhänger der tschechisch-slowakischen Kirche, 31.751 Israeliten, 127.296 Konfessionslose, 5.570 sonstige. Konfessionslos wurden meist Arbeiter in den Gemeinden der 3. Zone. Die absolute Mehrheit haben sie in Abilts, Proset und Mubocep; relative Mehrheiten weisen auf: Hrdloze, Rosik und Wolowitz. Konfessionslose und Katholiken halten sich in Radlitz das Gleichgewicht; mehr als 40 Prozent Konfessionslose hat Witoschan. Dort, wo, wie in Nusle und Nusle die tschechisch-slowakische Kirche viel Anhänger gewonnen hat, ist das Prozent der Konfessionslosen kleiner.

Eines der interessantesten Kapitel ist wohl die Klassifikation der Bewohner nach ihrem Berufe. Die Haupterwerbquelle der Prager Bevölkerung bildet die Industrie, denen in Fabriken und Gewerbe fast zwei Fünftel der Bevölkerung angehören. Sie zerfällt in die Bekleidungsindustrie, Nahrungsmittel-, Baum-, Metall- (Eisenerz, Maschinenbau), also jene Zweige der Industrie, welche die wichtigsten Gegenstände für die menschliche Gesellschaft erzeugen. Hierzu kommt die Holz- und polygraphische Industrie, Elektrizitätswerke, Gasanstalten, chemische Industrie, Papier-, Stein- und Prager Glasindustrie. Im Niedergang sind die Leder- und Textilindustrie. Eine eigene Gruppe bilden das Bankwesen, der Verkehr und die Laufende der im Staatsdienste, Schulwesen und den freien Berufstätigen Einwohner. Ein eigenes Kapitel wird der arbeitenden Frau gewidmet. Die Wiederholung nach religiösen, nationalen und geschlechtlichen Gesichtspunkten in den unterschiedlichen Berufen schließt die interessante, an manchen Stellen vielleicht etwas tendenziös erzählte — namentlich, wo es sich um Religion oder Nationalität handelt — Studie Boháčs ab.

Dr. W. K.

Der Herr Kriminalpsychologe.

Von L. Lania.

Man spielte in Wien Telepathie und Wachsuggestion. Ein reizendes Gesellschaftsspiel. Kein Salon, keine Abendunterhaltung, wo man nicht sofort beim Eintritt von einem Herrn im Gebrod drohend angebrüllt wird, der einen gebieterisch anbrüllt: „Sie können keinen Schritt weiter gehen! Sie sind am Boden festgewachsen!“ Man war über diese Enthüllung ganz bestürzt und starrte höchst verwundert auf seine Füße, nicht ahnend, wohin man da getreten war. Hatte man am Ende den schönen Perferetepich beschmutzt? Worauf der Herr im Cutaway sofort triumphierend ansprach, man wäre ein glänzendes Medium, alle anwesenden Bravo klatschten und sofort das nächste Experiment begann. Worauf das Spiel bis spät abends unter allgemeiner Begeisterung fortgesetzt wurde. Ohne Pause. Die Hausfrau war am begeistertsten, weil sie an Tee, Zucker und Vademercer! Nur der Telepath dürfte nämlich essen — die anderen mußten sich ganz ruhig verhalten, durften nicht lachen, nicht mit den Köpfeln und Messern klappern, um die furchtbar anstrengende Denkfähigkeit des Experimentators nicht zu stören.

Die vielen aber, denen nicht das Glück lächelte, einen richtiggehenden Telepathen zu ihren nächsten Freunden oder Bekannten zu zählen, bevölkerten die Konzertsäle, wo dasselbe Spiel unter größerer Beteiligung aufgeführt wurde. Da Wien etwa ein Duzend großer Konzertsäle besitzt, in denen jedem siebenmal in der Woche eine Seance veranstaltet wird, gelingt es, den Massenandrang teilweise zu befriedigen.

Ein Wiener Telepath erfreut sich aber noch heute großer Berühmtheit. Und das ist so gekommen:

Als dieser Herr Dr. K. seine erste öffentliche Seance im großen Konzertsaal hielt, sah in der ersten Partietreihe, gerade der Bühne gegenüber, die Familie des Wiener Bürgers und Perferetepichhauers Wokurka. Der Herr Vater, die Frau Mutter, die anständige Frau Tante samt Ehegemahl und schließlich die sieben hoffnungsvollen Prüflinge des Ehepaars Wokurka. — Herr Wokurka wußte, was er der Bildung seiner Familie schuldig war und dann — „man hatte es ja!“ Am Ekstas sah die älteste Tochter, das Fräulein Weli, achtzehnjährig, lieblich hübsch, die beste Partie vom Ackergrund und herzlich unglücklich verliebt in Herrn Waldemar Pflaender.

Den anderen Ekstas in derselben Reihe behauptete mein Freund Max. Ich sage nur: Dr. K. jurist und Gerichtspraktikant. Das genügt. Für Uneingeweihte will ich noch hinzufügen, daß der Preis seines Partettsches, den er von einem edlen Gönner geschenkt erhalten hatte, gerade das Doppelte seines damaligen Monatseinkommens ausmachte und sein Vermögen in einer vererbten Remontedirekt bestand und einem blauen Kuzug, der aber noch nicht bezahlt war.

Max ließ keinen Blick von Fräulein Weli. . . . Millionen murmelte er ununterbrochen — und dabei Tschechenkronen — und dabei wirklich hübsch. . . . Doch seine glühenden Blide schmolzen nicht das Eis um Malts Herz, das aber für Herrn Dr. K. zu schlagen begannen. Der ist beirrat ebenso elegant wie Pflaender, dachte sie, und ließ ihre Blide schwachtend auf dem Smoking des Telepathen ruhen.

Da bat dieser Herren und Damen aus dem Publikum auf die Bühne, die sich ihm als Medien für weitere Experimente zur Verfügung stellen sollten.

„Wirst sitzen bleiben, Weli,“ schrie Herr Wokurka, „das schickt sich nicht für dich!“ Weli gehorchte traurig. Max aber stürzte, von einem genialen Gedanken durchzuckt, auf das Podium.

„Können Sie Klavier spielen?“ fragte ihn der Telepath. Max, der ein solch glänzendes musikalisches Gehör besitzt, daß ihm alle Freunde und Bekannten prophetisch haben, er würde unbedingt wegen Falschspielens im Quatuor enden, wenn er sich infallen Liebe, Musikunterricht zu nehmen, verneinte wahrheitsgemäß die Frage und hing mit durstigen Widen an Fräulein Weli, die ihn jetzt aufmerksam beobachtete.

Und die Vorführung nahm ihren Anfang. „Sie werden jetzt drei Schritte vorwärts gehen und dann wie festgewurzelt stehen bleiben!“ kommandierte der Telepath.

Ein reizendes Ding, die Kleine, dachte Max. Hoffentlich mache ich eine gute Figur hier oben. Hauptsache, daß die Geschichte möglichst lange dauert und interessant aussieht und — dann mache ich einen Schritt vorwärts.

Fräulein Weli hielt den Atem vor Spannung an.

Ich darf nicht enttäuscht werden, dachte Max. Wenn ich die Sache nicht gut mache, schickt mich der Herr als schlechtes Medium wieder zurück und ich bin der Blamierte und — dann möchte Max, kurz entschlossen, mit einer düsternen Miene, als würde er von furchtbaren seelischen Qualen gefoltert, noch zwei Schritte vorwärts.

„Nun können Sie sich nicht mehr von der Stelle rühren.“

Ein allgemeines begeistertes Bravo wedete Max aus seinem Grubeln. Wie kann ich sie wohl am besten ansprechen, hatte er gedacht und nicht mal gehört, was der Telepath zu ihm sagte.

„Sie sind ein glänzendes Medium, Herr. . .“ „Dr. Groß ist mein Name,“ stellte sich Max mit eleganter Verbeugung dem Telepathen und dem Publikum vor, und grüßte Fräulein Weli noch mit einem besonderen ehrfurchtsvollen Neigen des Kopfes, das diese stolz und geschmeichelt ihm mit einem heißen Blick dankte, während ihr das Blut in die Wangen schloß.

„Und nun werden Sie langsam bis zum Klavier gehen und obwohl Sie gar nicht spielen

er die Eingeladenen durch die gleichzeitige Mitteilung, daß der für die Feier gewählte Tag von berufener Seite als glückbringend bezeichnet worden sei. Immer befürchtet der Jnder eine Störung seiner Verrichtungen durch mißgünstige oder erzürnte Götter, deshalb sucht er durch bestimmte Beschwörungsformeln oder durch Anrufen einer höheren göttlichen Instanz solche Quirreibeirern im voraus zu vereiteln. In seiner geistigen Unfreiheit einzig von dem Gedanken gequält, er könne es dem Schicksal und den Göttern gegenüber an irgend etwas scheitern lassen, gehört der Jnder zu den eifrigsten Kunden der Wahrsager und Zeichendeuter, die ihm die Zukunft enthüllen und aus deren ganz allgemein gehaltenen, mißfällig verschleierte Worten er die Nischschnur für sein Handeln gewinnt. Wird ihm ein Sohn geboren, so muß diesem zunächst einmal der Sterndeuter das Horoskop stellen und die irdische Laufbahn prophezeien — und es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Voraussage um so günstiger ausfällt, je freigebiger der glückliche Vater das Honorar des weisen Mannes bemißt.

Es läßt sich denken, in welcher stumpelosen Weise dieser Gang des Jnders zum Abglauben ausgenutzt wird. Unzählige Priester, Fakire, Wunderheilige, Wahrsager, Sterndeuter und dergleichen leben von der geistigen Unselbstständigkeit des Volkes, das nicht den Mut zu eigenen Entschlüssen hat und nichts unternehmen mag, ohne vorher „sachkundiger“ Rat einzuholen. Und da alle beratenden Persönlichkeiten als Nutznieher der Ignoranz und Verblendung das größte Interesse an der Fortdauer dieser Zustände haben, ist von ihrer Seite eine ernsthafte Aufklärung des Volkes nicht zu erwarten; sie wäuen auch schwerlich dazu imstande, da sie selber zum weitaus größten Teil ganz unwissend und vollgepfropft mit Vorurteilen sind.

Der Geist der Asele, der Entsagung und Selbstkasteiung nimmt im religiösen Leben des Hindu eine beherrschende Stellung ein. Man glaubt um so bessere Aussichten für das Jenseits zu haben, je trister man sich das Diesseits macht. Schon bei den zahllosen Wallfahrern kommt die asketische Frivolität stark zum Ausdruck. Ehe der Hindu eine Pilgerfahrt antritt, läßt er sich das Haar scheren, bereitet sich durch Fasten vor und opfert den Toten. Er soll sich weder der Eisenbahn, noch eines Wagens, Bootes oder sonstigen Beförderungsmittels bedienen, sonst schmälert er das Verdienst seiner Wallfahrt um die Hälfte. Zu Fuß soll er gehen und sich auf der Wanderung mit längster Nahrung, die nur in Reis besteht, begnügen. Nach seiner Ankunft am Wallfahrtsort fastet er abermals, läßt sich von neuem scheren, badet und bringt den Toten wiederum Opfer dar. Länger als sieben Tage soll der Aufenthalt am Wallfahrtsort nicht dauern. Der Pilger beschenkt die Brahminen und wird dafür ihrerseits mit geweihten Blumen und Aushängeschildern aus dem Tempel regaliert, was den Priestern keine Kosten verursacht. Der berühmteste aller Wallfahrtsorte ist Benares; es gilt als erstrebenswertes Ziel, an dieser geweihten Stätte zu sterben und damit auch ohne vorhergegangene Vorkühnungen der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Wie es dem Hindu mit seiner ganzen Religion heiliger Ernst ist, so ist er auch fest davon überzeugt, daß er zum Lehne für die strenge Befolgung aller religiösen Vorschriften im Jenseits ein besseres Leben finden wird, als es der überwiegenden Mehrzahl der Jnder auf dieser unvollkommenen Erde beschert ist.

Wacht der religiöse Ernst des frommen Indischen Mannes trotz allem, was sich an seinen Religionsübungen aussetzen läßt, einen sympathischen Eindruck, so ist das Gebaren der beruf-

mäßigen Wäher, die als Bettelaskete das Land in Scharen durchziehen und sich besonders an den heiligen Stätten häufen, um so abstoßender und widerwärtiger. Diese von Schmutz starrenden Faulenzer, denen das Wohl eine unbegreifliche Duldung, zumeist sogar Bewunderung und ehrfurchtge Züge, entgegenbringen, haben mit wahrer Frömmigkeit nicht das Geringste zu tun. Indem sie sich selber zum Tiere erniedrigen, verzerrt sie das edle Bild der Glaubigkeit zur abscheulichen Fratze.

Die Mystik der indischen Welt beschränkt sich nicht etwa nur auf Vorderindien, auch in Hinterindien und bei den Melaien der Sundainseln ist sie in Blüte. Man verusche nicht, einen Malaien oder Siamesen davon überzeugen zu wollen, daß Krankheiten eine natürliche Ursache haben. Denn selbstverständlich sind böse Mächte an den Störungen der Gesundheit schuld. Wahrscheinlich hat ein mißgünstiger Nachbar dem Kranken das Uebel an den Leib gewandt, wie er ja auch bereits das Vieh und die Saat auf den Feldern verhext hat. Oder eine nicht genügend berücksichtigte Gottheit untergeordneter Art aus einem der vier Elemente, aus Wasser, Luft, Feuer, Erde, nimmt Rache für schlechte Behandlung. Von den Anwendungen der modernen Heilkunde hält der Eingeborene nicht viel, und jede ihm aufgezwungene sanitäre Maßregel bei Epidemien empfindet er als bössartige Schikane. Viel lieber nimmt er die Hilfe seiner Medizinmänner in Anspruch, die das Uebel mit Besprechen oder Synpathetischen Mitteln kurieren. Es wäre leicht, sich darüber lustig zu machen; aber es ist eine Tatsache, daß die malaisischen Naturärzte trotz der Absolutheit ihrer Behandlungsmethoden oft verblüffend gute Erfolge aufweisen können. Die Suggestion bringt eben auch hierbei außerordentliche Wirkungen hervor.

Können, ein Musikstück zum Vortrag bringen. Sehen Sie!

Atemlose Spannung. Mals riß Mund und Augen auf. Nur sich nicht blamieren! dachte Max, ging langsam mit würdevollen, gemessenen Schritten bis zum Klavier, nahm umständlich auf dem Sessel Platz, strich sich mit einer genialen Bewegung das Haar aus der Stirn, warf Mals einen schmeichelnden Blick zu, daß sie einen süßen Kälteschauer über den Rücken laufen fühlte, und intonierte mit wichtigem Anschlag die ersten fünf Takte von „Puppchen, du bist mein Augenstern!“

Defanartiger Beifall. Händeschütteln des Telepathen. Mittelwinkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, schritt Max wie ein Sieger die Stufen des Podiums hinab. Als er bei Herrn Wolurka vorbeikam, nickte der ihm aufmunternd kollegial zu: „Rein, wie Sie aber schwingen, Herr Doktor!“ Und Wolurka schüttelte in aufrichtiger Bewunderung sein Haupt.

Und da war schon ein Gespräch angeknüpft. Und Max mußte ganz genau schildern, welche Empfindungen er da oben auf dem Podium gehabt und ob er was „gspürt“ habe, und „was denn einer so fühlen tut in der Synopse“. Und der Max schilderte seine Gefühle so aufregend und dramatisch, daß er nach der Bewunderung des Vaters nun auch die Tochter gewann. Und nach der Vorstellung hatte man denselben Weg nach Hause und drei Monate später war Fräulein Mals Wolurka Frau Dr. G.

Aus dem Telepathen Dr. K. aber, über dessen ungläubliche und verbüßende Leistungen die Zeitungen nach seiner ersten so erfolgreichen Seance spaltenlange Berichte veröffentlicht, ist der berühmte, „Kriminalpsychologe“ Professor Dr. K geworden. Er tritt selbstverständlich nur noch im valuationsreichen Ausland auf.

Letzte Nachrichten.

Das heilige Rußland-Problem.

Belgrader Verlegenheiten und Verlogenheiten.

Belgrad, 12. Jänner. Entgegen den häufig nicht ganz klaren Versionen über die Union, über die sich die Konferenz hinsichtlich ihres Vorgehens in der russischen Frage geeinigt hat, können auf Grund authentischer Informationen folgende zwei Punkte festgestellt werden:

Die Regierungen der Kleinen Entente sind darin einig, die Entwicklung der Ereignisse abwarten zu wollen, d. h. abzuwarten, welchen Standpunkt in dieser Frage eventuell Italien und England einnehmen werden und wie sich infolgedessen die Lage entwickeln wird. Die Regierungen der Kleinen Entente wollen sich in dieser Hinsicht vollkommenen Handlungsfreiheit bewahren, damit sie entsprechend den neuen Umständen und der allgemeinen Lage ihren speziellen Standpunkt einnehmen und demzufolge dann praktisch vorgehen können. Rumänien wird seine bisherigen Verhandlungen fortsetzen, da es in Rußland einige besondere Fragen zu regeln hat. Alle anderen Nachrichten, die über Verschiedenheiten der Ansichten zwischen den Mitgliedern der Kleinen Entente oder zwischen Mitgliedern der Regierung OSZ, speziell Passis und den übrigen Ministern sprechen, entbehren der Grundlage. Im ganzen ist es also für den Augenblick ein abwartender Standpunkt, wobei die Hände weder nach rechts noch nach links gebunden sind.

Venizelos bildet das griechische Kabinett.

Athen, 12. Jänner. (Ag. Athènes.) Die Regierung wurde endgültig folgendermaßen gebildet: Venizelos, Ministerpräsident, Soufoulis (Inneres), Koussios (Aeußeres), Kafandris (Justiz), Gondikas (Krieg), Sanbo (Marine), Spyridis (Volkswirtschaft), Melonas (Landwirtschaft), Michalacouroulos (Finanzen), Tsouderos (Verkehr), Palalas (Unterricht).

Venizelos provoziert die Türkei.

Paris, 12. Jänner. Wie die „Chicago Tribune“ meldet, empfahl Venizelos den Abgeordneten den Abschluß eines neuen Friedensvertrages mit der Türkei. In seiner Umgebung wird berichtet, daß sich jetzt in Angora abspielenden Ereignisse Griechenland berechnen, die Revision des Vertrages von Lausanne zu fordern.

Aufhebung der leprastiftlichen Verordnungen in der Palz.

London, 12. Jänner. Die Verhandlungen zwischen der englischen und der französischen Regierung über die psälzische Frage haben bis jetzt den Erfolg gehabt, daß Frankreich in die Suspension der leprastiftlichen Verordnungen der psälzischen Separatisten eingewilligt hat. Diese von den französischen und den belgischen Mitgliedern der Rheinlands-Kommission bereits reglementierten Verordnungen waren am 13. ds. in Kraft getreten, wenn kein Einspruch gegen sie erhoben worden wäre. Infolge des englischen Einspruches ist jetzt die Gefahr abgemindert, daß die Verordnungen der Separatisten am 13. ds. rechtskräftig werden. Belgien hat die gewöhnlich auch in dieser Angelegenheit vermischt. Die englische Regierung hatte außer der Suspension der leprastiftlichen Verordnungen auch die Einleitung einer Untersuchung über die Lage in der Palz verlangt. Auch hier hat Frankreich zugestimmt.

Drosselung des deutschen Schulwesens durch die Deutschbürgerlichen.

Die deutschbürgerlich-nationalsozialistische Mehrheit in Aulfig gegen den Schulvoranschlag.

Am 28. Dezember v. J. wurde von der Gemeindevertretung in Aulfig der Voranschlag der Schulgemeinde für das Jahr 1923-24 in Verhandlung gezogen. Das durch die Gemeinde zu bedeckende Erfordernis für das gesamte Volks- und Bürgerschulwesen Aulfigs beträgt 2.602.930 Kronen, gegenüber 2.979.298 K. im Vorjahre, also eine Ermäßigung von rund 376.000 K. Doch dieses Ersparnis imponiert der heutigen Mehrheit in Aulfig nicht und so unternahm man den Voranschlag nach allen Seiten und fand, daß noch ein weiterer Betrag von 744.884 K. aus dem Voranschlag gestrichen werden kann. Die Herren ließen sich nicht viel reden, lehten im Finanz-ausschuß und im Stadtrat die sozialdemokratischen Anträge ab. Der Bürgermeister übernahm es, im Ortsschulrat die Drosselungswünsche der Mehrheit vorzutragen und zu begründen, doch der Ortsschulrat lehnte damals jede Streichung ab. Von den in der Sitzung anwesenden nationalen Lehrvertretern stimmte nur einer gegen die geplanten Streichungen, die anderen enthielten sich der Abstimmung oder waren dafür. Anlässlich der Voranschlagsberatung in der Sitzung der Gemeindevertretung setzten sich unsere Genossen für die Befreiung der vom Referenten zur Streichung beantragten Beträge ein. Die Mehrheit ignorierte alle Einwände und stimmte für die beantragten Streichungen. Nach diesem Beschluß werden folgende Posten gestrichen: 380.370 K für Schuladaptionen, 58.425 K für die Verriichtung der Einrichtungsgedäude (darunter auch alle dringenden Bedarfsartikel für die zwei Schulhäuser in Schön-priesen, wie: Stübel, Schloßreparaturen, Beschulungsförderung, Tafelaußbesserung usw.), 4065 K (von 4650!) für Gebäudeerhaltung, 20.864 K für Personen, 232.700 K für Schulhygiene und 48.460 K für die Kanäle des Ortsschulrates. Die drei letzten Posten sollen angeblich in dem Gemeindevoranschlag Aufnahme finden, doch ist nach all den bisherigen Erfahrungen anzunehmen, daß die Ausgaben für Schulhygiene nur

zum geringsten Teile bewerkstelligt werden und die von den Sozialdemokraten geplante Schuljahrstlinie vollständig sabotiert wird. An die Befreiung der Posten „Reserve“ 20.000 K für Gebäudeerhaltung und 20.000 K für „Unvorhergesehenes“ wurde die Bedingung geknüpft, daß die Beträge nur mit Zustimmung des Stadtrates ausgegeben werden dürfen. In der Eile wurde dabei sogar ein Posten erwähnt, der in den vom Ortsschulrat vorgelegten Voranschlag gar nicht enthalten ist. Dem Ortsschulrat wurden nun in der Sitzung vom 9. Jänner l. J. die „Einsprüche“ der Gemeindevorteilnehmer vorgelegt und der Vorsitzende, Genosse Bötzl, erläuterte an Hand der gesetzlichen Bestimmungen, was zu geschehen habe. Genosse Müller beantragte, die Einsprüche gemäß § 12 des Schulerhaltungsgesetzes dem Bezirksschulrat zur Entscheidung vorzulegen. Die bürgerlichen Vertreter waren dagegen und meinten, es solle der Streit unter den autonomen Behörden bleiben“ und mit der Stadtvertretung verhandelt werden. Bei der namentlichen Abstimmung wurde auch der Antrag Müller mit sämtlichen sieben Stimmen der bürgerlich-nationalsozialistischen Vertreter darunter sechs Lehrvertretern (drei Lehrer und drei Lehrerinnen) gegen fünf sozialdemokratische Stimmen abgelehnt. Die Konferenzen, welche der Herr Bürgermeister Dr. Schöppe mit den bürgerlichen Mitgliedern hatte, hatten genügt: als die Lehrpersonen zwischen Schule und Parteipolitik zu entscheiden hatten, haben sie sich zum zweitenmale, und diesmal ausnahmslos, für das zweite entschieden! Diese Prestijung wird ihnen aber gar nichts nützen, denn über die Einsprüche können und werden die Schulbehörden entscheiden. Es wird ein Ehrenblatt für die Aulfiger Krähwinkler werden, wenn sie die Angelegenheit so weit reiben, daß der tschechische Landesschulrat das deutsche Schulwesen Aulfigs vor den Drosselungen einer angeblich deutschbewohnten Gemeindevorteilnehmer schützen muß.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Flohs.

Was, eines Flohs? höre ich im Geiste den vorgeneigten Leser und die holde Leserin fragen, und gebe darauf zur Antwort: Ja, eines Flohs! Warum soll nicht auch einmal ein Floh seine Memoiren niederschreiben und veröffentlichen, da doch schon alles Memoiren schreibt? Enthronte Kaiser und Fürsten, Feldherren und noch so manche andere Zeitgenossen, die von dem Blute ihrer Reden und Mitemenschen zu leben gewohnt sind, wie eben wir Flohe auch! Wir betreiben also das gleiche Meitern, sind daher sozuzagen Berufskollegen, und ich sehe nicht ein, warum nur sie das Vorrecht haben sollen, der Mit- und Nachwelt zu erzählen, was sie getan und nicht getan haben, wie viel Blut sie den Völkern abgezapft und was sie sonst alles getan haben in ihrem Leben. Also schreibe auch ich meine Denkwürdigkeiten nieder.

Vor allem eine Feststellung, die für mich sehr wichtig ist: das Geschlecht, von dem ich abstamme, gehört zu den ältesten Adelsfamilien unserer Heimat: es ist das Geschlecht derer von Hüpfelstot-Stechwiz, deren Stammbaum bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückreicht. Einer meiner Vorfahren hatte bereits den Grafen von Bouillon mit festener Anhänglichkeit auf dem ersten Kreuzzuge bis nach Konstantinopel begleitet und ihn zu seinen Helmbauten auf- und angestrichelt. Ein anderer meiner Ahnen hat den Kaiser Barbarossa auf seinem Zuge gegen die Heiden begleitet! Unser Geschlecht ist also von uraltem Adel! Einer unserer Vorfahren hatte sogar hohe Würden am tschechischen Hofe und erregte sich der Gnade des Königs in besonderer Weise. Goethe, Deutschlands bedeutendster Dichter, hat ihm in seinem „Faust“ in dem bekannten Liebes: „Es war einmal ein König, der hatte einen Floh“ ein bleibendes Denkmal in der Weltliteratur gesetzt. Allerdings muß ich auch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, berichten, daß einer meiner Vorfahren ganz aus der Art geraten war, das Schloß seiner Ahnen verließ und mit seinem wunderbaren Firtus — es war natürlich ein Hochfirtus! — als Kunststreiter in der Welt herumzog. Wie er erdickte, weiß ich nicht zu sagen, denn er wurde aus dem Geschlecht ausgestoßen und keiner aus dem Geschlecht der Hüpfelstot-Stechwiz hat mit diesem Ungeratenen jemals etwas zu tun haben wollen.

Zeit meiner frühesten Jugend gehörte ich zum königlichen Gefolge. Mein seliger Vater bewogte sich unter den Leib- und Kammerherren des Königs, bei denen er jederzeit freien Zutritt hatte. Einmal geschah es, daß er in Gesellschaft eines Kammerherren in das Bett der Königin gelangte, allwo er meine Mutter kennen und lieben gelernt hat. Sie schlossen noch in derselben Nacht den Bund fürs Leben, und jener Nacht verdanke ich auch meine Geburt. Ich kann also mit vollem Rechte von mir sagen, daß ich mit berechtigter von königlichem Blute abstamme. Meine Jugend war überaus glücklich.

Bei Hofe genöth ich die beste Gesellschaft. Wir Röhre sind von Natur aus gute Menschenkenner. Aber den höchsten Grad von Menschenkenntnis kann man nur bei Hofe erwerben und den erwarb ich mir auch! Ich wurde ein früherer Anabe. Denn mein ständiger Umgang mit den Hofleuten hatte zur Folge, daß ich schon im frühesten Alter sexuell vollkommen aufgeklärt war. Was ich da an gelanten Abenteuern miterlebt habe, das geht auf keine Anbahn zu schreiben! Und wenn es auch ginge, ich würde es dennoch nicht preisgeben aus Treue um angestammten Herrscherhaus, damit das Volk auch weiterhin in Ehrfurcht und Liebe zur angestammten Dynastie aufwachsen kann. Denn ich bin Monarchist mit Leib und Seele und habe die Republik ebenso sehr, wie den menschlichen Dammennagel, der uns den raschen Tod bringt.

Einmal geschah es, daß ich bei einem festlichen Empfang bei Hofe mich dazu verhalten ließ, das Hoffräulein, bei dem ich mich gerade befand, zu verlassen und mich nach einer anderen Gesellschafterin umzusehen. Aber diesmal spielte mir meine jugendliche Unerfahrenheit einen bösen Streich. Ich sprang auf einen dicken Kardinal über, den ich in meiner jugendlichen Dummheit für eine besonders forpultente Hofdame anseh, weil der Kardinal auch so ähnliche Röde trug, wie sie die Frauenzimmer zu tragen pflegen. Ich merkte den Irrtum erst, als es leider schon zu spät war und der Kardinal in seinen Palast zurückfuhr. Sein Blut schmeckte mir, wie das von einem Walfisch. Aber es war zu spät! So begann für mich ein neuer Abschnitt meines Lebens. Ich schlug gegen meinen Willen die geistliche Karriere ein und hatte dies auch in der Folge nicht zu bereuen. Der Kardinal war freilich für mich kein Lederbüßer, aber selbst ein Kardinal ist doch auch nur ein Mensch, von dem es schon im Schöpfungsbuch der Bibel heißt, daß es nicht junges Frauenzimmer, die er sein „süßes Mault“ nannte und die wirklich ein süßes Blut hatte! Von ihm kam ich zu ihr und von ihr zu einem Domberrn und litt keine Not. Denn diese Leute sind durch die Bank sehr gut genährt und ihre Tische und Betten sind wohl bestellt.

Wie das zugegangen ist, weiß ich nicht; eines Tages befand ich mich in einem Pfarrhof. Wahrscheinlich habe ich mich auf einem der Pfarrer, die täglich den Domberrn besuchten, versehentlich niedergelassen. Auch diesen Wechsel hatte ich nicht zu bereuen. Ich bin in jener Zeit meines Lebens weit im Lande herumgekommen, von einem Pfarrhof zum anderen. Denn die hochwürdigen Herren fahren gern über Land, um ihre Herren Amtsbrüder zu besuchen, spielen miteinander Torod, plauschen gern über allerlei Dinge, und besonders gern über Politik. Bei solchen Zusammenkünften war es für mich ein Leichtes, um einen Pfarrhof weiterzukommen, wenn es mich danach gelüstete, in eine neue Umgebung zu kommen. Ich fand aber überall daselbe Leben und in jedem Pfarrhof einen oder mehrere Kooperatoren.

Das war die sorgloseste, glücklichste und lustigste Zeit meines Lebens. Leider blieb es nicht immer so. Mein unbändiger Wandertrieb führte mich ins Unglück. Aber noch heute erinnere ich mich gern der schönen Zeiten, die ich bei den geistlichen Herren erlebt habe. Ich könnte da so mancherlei Einzelheiten erzählen, aber das Gefühl der Dankbarkeit gegen die geistlichen Herren hält mich davon ab.

Mein Unglück war, wie gesagt, der unglückselige Wandertrieb und der Krieg! Als der Krieg begann, war ich im Pfarrhof einer kleinen Garnisonstadt. Und als eines Tages wieder ein Marschbataillon an die Front abgehen sollte, hielt der Herr Pfarrer auf dem Marktplatz eine feierliche Messe und segnete die Soldaten, ihre Bajonnette, Schießgewehre und was sie sonst noch an Nordwerkzeugen bei sich hatten. Es war sehr feierlich, die Leute waren sehr begeistert und ich hüpfte vor lauter Begeisterung von dem Pfarrhof herunter und auf einen der soldatischen Soldaten. So kam ich in den Front und in den Krieg. Ich wollte, ich hätte diesen Sprung ins Ungeheure nie getan und wäre bei meinem Pfarrer geblieben! Aber die Reue ist ein hinterer Vot! Je länger der Krieg dauerte, desto schlechter waren die Soldaten genährt und desto quälender wurde auch der Hunger für mich. Was nützte es mir da, daß ich weit in der Welt herumkam: bald war ich mit der Rummischaft in Rußland, dann wieder in Frankreich, schließlich auch in Italien und wieder in Rumänien. Aber überall ging's den Soldaten schlecht und ich war doch die feisten Herren von der Geistesfreiheit und ihren weiblichen Anhang gewohnt, die doch für mich viel nachhafter waren. Aber wo die Not am größten, ist Gottes Güte am nächsten! Für mich nahte sie in Gestalt eines wohlgenährten — Feldkuraten. Der wohlgenährte Zustand des Feldkuraten schien mir aufjungs auf göttliches Wunder zurückzuführen zu sein. Offenbar — so dachte ich — wollte Gott damit die Noththeit des Zurückworts drun, daß er die Seinen nicht verläßt. . . . Erst später wurde ich gewahr, daß dies ganz natürliche Ursachen hatte: der Herr Feldkurat speiste in der Offiziersmesse und dort war von der Not nichts zu spüren. Die Offiziere und die Feldkuraten lebten wahrlich nicht schlecht. Da gab es noch alles in Hülle und Fülle und vor allem gab es hier kein Dörgeremise wie bei den gewöhnlichen Soldaten. In wenigen Tagen hatte auch ich mich wieder erholt und pries den lieben Gott, der es in seiner Güte so wunderbar gefügt hatte!

Aber das Schicksal verfolgte mich dennoch! Pflöchlich war es mit dieser Herrlichkeit, kaum daß sie begonnen hatte, wieder zu Ende. Der Krieg war aus und ein allgemeiner Wirrwarr entstand. Alles jerg Hils über Kopf nach dem Hinterland. Voran die Offiziere und auch mein Kurat. In dieser hüßigen Eile verlor ich meinen Feldkuraten und so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zur Mannschaft zurückzuführen. Die Not und Entbehrung begann aufs neue. Ich war bestrebt, mein Los zu verbessern, und wechselte oft meinen Herrn. Aber ich traf es immer schlechter und eines Tages kam ich auf einen Invaliden, dem gar alle Glieder fehlten und der so viel Blut dadurch verloren hatte, daß für mich fast keines mehr übrig geblieben war. Mit ihm verlebte ich die bitterste Zeit meines Lebens.

Später fand ich im Invalidenspital einen anderen Invaliden, der bald darauf aus dem Spital entlassen wurde. Er hatte wenigstens alle Gliedmaßen, aber keine Augen. Er bekam einen Hund, der ihn durch die Straßen führt, wenn der Mann betteln geht. So habe ich nun zwei Herren, den Mann und seinen Hund. Aber es geht mir erbärmlich schlecht bei ihnen. Ich bin buchstäblich auf den Hund gekommen. Denn der Nährwert des Invaliden reicht allein nicht aus für mich, so daß ich auch zeitweise mit dem Hunde vorliebnehmen muß.

So lebe ich schon seit dem Untertage ein eienendes Leben. Ich hätte ihm schon längst selber ein Ende bereitet. Aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hält mich noch immer aufrecht. Noch immer hoffe ich auf einen glücklichen Zufall, der mich wieder in bessere Verhältnisse zurückführen soll. Nur liebsten möchte ich wieder zurück an den königlichen Hof, wo ich in meiner Jugend so glückliche Zeiten verlebte habe. Leider ist d's Skönigium dahin. Und solange die Republik besteht, wird wohl mein Wunsch kaum in Erfüllung gehen. Aber ich gebe die Hoffnung dennoch nicht auf. Sollte es aber wider Erwarten doch nicht sein, dann, nun dann möge der liebe Gott auch ohne Monarchie mein Schicksal zum Besseren wenden. Schließlich wäre ich auch damit zufrieden, wenn ich statt an den königlichen Hof wieder in einen Pfarrhof käme. Dann wäre für mich bis an mein Lebensende gesorgt. Das wolle Gott!

Heinrich Hölzel.

Die Pflicht

als Parteigenosse sollte es jedem sagen, daß er sein Parteiorgan überall zum Abonnement empfiehlt und sich selbst und der Partei nützt!

Tages-Neuigkeiten.

Politische Zoologie.

Wahrhaft erhehend ist dies Gerause um die Salme der Schweinerei.

Wer ist das Schwein?

Die ganze politische Doffentlichkeit hält den Atem an und wartet gespannt auf die zoolo- gischen Offenbarungen des morgenden Tags.

Ist der das Schwein, der 3 Millionen Bestechungsgelder als „Anleihe“ in einem national- sozialistischen Kino unterbringt und dafür 13 Pro- zent Provision nimmt?

Oder ist der das Schwein, der den Kampf gegen den Spirituswucher vom Ministerfessel her zu dämpfen sucht?

Oder der, von dem die Bestechungsjauche der 30 Millionen zugunsten der Spiritusbrenner ihren Ursprung nahm?

Oder haben nicht vielmehr alle den Anspruch auf diese Titulatur, für die Geschäft und Politik zu einem ununterscheidbaren Brei zusammen- gelaufen ist, aus dem sie nun nach Herzenslust löffeln?

Rast die zoologische Etikette nicht auch auf jeden beliebigen Spiritusliebhaber, der da schwieg, als in der Genossenschaft die Frage zur Debatte stand, wie man die parlamentarischen Parteien für das Spiritusgeschäft breitschlagen könne?

Jeder Tag bringt eine neue Erleuchtung. Jeden Tag greift die Zoologie auf einen neuen Sektor der Korruptionsparteien über. Bald wird der Tageschronist totale moralische Sonnenfinsternis auf gewissen Banken des Parlaments regi- strieren können.

Auch sonst wird in der politischen Diskussion die naturwissenschaftliche Terminologie zur Zeit stark strapaziert. Der und jener klebt an seinem Amt wie eine Wanze. Der und jener hat eine ausgesprochene Krokodilhaut. Auch von Schild- kröten, über die ein schwerer Frachtwagen hinweg- fahren kann, ohne daß sie unter ihrem schützenden Gehäuse das geringste davon zu verspüren schei- nen, ist in diesem Zusammenhang die Rede. Oder von indischen Kaliten, deren Haut in der Tat oft eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegen spitze Gegenstände bekundet. Nun — aber ja der Faktir zwar nicht in das Gebiet der Zoologie. Da aber die Faktiv dafür bekannt sind, daß sie unan- genehme Gegenstände, wie Frösche, Kroten, Glas- scherben usw. hinunterschlucken, ohne auch nur einen Aufseufzer zu geben, so dürfen auch sie in diesem aktuellen Kapitel unstrittig einen Platz für sich beanspruchen.

Kurz, es ist eine Lust zu leben und Zeuge eines Aufschwunges der naturgeschichtlichen Diszi- plin zu sein, der selbst dem fanftesten Schaf in der Wählerherde der Spiritusparteien die Not- wendigkeit nahelegen muß, die Klauen seines spe- zialen parlamentarischen Leithammels unter den Gesichtspunkt der moralischen Sauberkeit einmal einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen.

Eusebius.

Neue Wege der Tuberkulosen- bekämpfung.

Die Tuberkulose breitet sich heute besonders in Deutschland durch die Wohnungs- und Nah- rungsmittelnot immer mehr aus. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die nächsten Jahre eine weitere Verbreitung der Seuche bringen werden; denn die Kinder unserer Zeit werden durch Unterernährung und Wohnungsnot nicht so widerstandsfähig und kräftig sein, wie die Kinder der letzten 20 Jahre. Aus diesem Grund müssen für die Bekämpfung der Seuche neue Wege einge- schlagen werden. Eine augenblickliche Beseiti- gung der Wohnungs- und Hungersnot ist kaum durchzuführen, dagegen besteht die Möglichkeit auch jetzt, der Bekämpfung der Tuberkulose neue Wege zu ebnen.

Ein Vorschlag des deutschen Arztes Dr. Car- bonell geht dahin, Tuberkulosekolo- nien zu gründen, wie solche bereits in den eng- lischen Kolonien in Frimley und Baworth be- stehen. Die heutigen Fürsorgestellen und Lun- genheilstätten genügen nicht mehr. Der Kranke erholt sich in einer solchen Heilstätte, kommt mit Gewissensruhe nach Hause, aber dort empfängt ihn daselbst graue Gled und deselbe bittere Not wie vor seiner Abreise. Zunächst muß das Streben der zuständigen Behörden dahin gehen, alle Tuberkulösen von der schädlichen Beschä- ftigung in der Stadt fernzuhalten. Zweitens muß der Versuch gemacht werden, allen Tuberkulösen eine der Gesundheit förderliche Beschäftigung zu verschaffen, damit dieselben sich ihr Brot selbst verdienen können und der Allgemeinheit nicht zur Last fallen.

Diese Gedanken lassen sich verwirklichen durch die Gründung von besonderen Kolonien. Die- selben müssen in günstiger klimatischer Gegend liegen, und so eingerichtet sein, daß jeder Kranke sein eigenes kleines Häuschen hat, und die Ge- liegenheit, in der freien Natur zu arbeiten. Zu jedem Haus gehört ein kleiner Garten, den der Kranke selbst bearbeiten soll. So ist er in der Lage, sein Gemüse und seine Kartoffeln selbst zu pflanzen, und den eventuellen Ueberschuß kann er verkaufen und Geld für andere wichtige Dinge des Lebens erwerben. Da die Tuberkulose bei Aufenthalt in reiner Luft und bei guter Nah- rung von selber heilt, würde den Kranken gehol- fen sein. Aber auch die Gesunden würden mehr vor Ansteckung geschützt, weil sie nun nicht mehr mit Lungentranken zusammen arbeiten müßten.

Kommunistische Gewerkschafter gegeneinander.

Spaltung oder „Revolutionierung“ der bestehenden Verbände?

Nach der Spaltung der Union der Textil- arbeiter schloß sich ein Teil der Textilarbeiter Nordböhmens zu einem deutschen kommuni- stischen Verband zusammen. Auch im tschechischen Verbandsrat trat eine Spaltung ein und die ausgegrenzten Kommunisten bildeten eine Sektion der Textilarbeiter im inter- nationalen allgewerkschaftlichen Verbandsrat. Es bestehen also zwei kommunistische Textilarbeiter- organisationen, deren Vereinigung durch den allge- werkschaftlichen Verband in Prag angestrebt wird. Die deutschen Kommunisten wollen aber diese Ver- einigung nicht durchführen.

Einen Einblick in diesen Streit gibt eine Po- lemik der beiden Streitparteien gegeneinander, die von der deutschen Seite im „Roten Gewerkschaf- ter“, von den Tschechen in dem Blatt „Der Ar- beiter“, dem deutschen Organ des allgewerkschaft- lichen Verbandes, geführt wird. Der tiefere Grund dieses Streites ist die Meinungsverschiedenheit in den kommunistischen Reihen über die Eroberung der Gewerkschaften durch die Kommunisten. Die einen glauben, daß zu diesem Zwecke die Ver- bände zerschlagen werden müssen, während die anderen die Verbände erobern wollen. In dem ersteren Standpunkt bekennen sich die tsche- chischen Kommunisten, auf dem zweiten stehen die deutschen Kommunisten. Das hat auch — r. im „Roten Gewerkschafter“ erlautet, indem er schreibt:

„Trotzdem müssen wir bei diesem Faktum wie- derum auf Deutschland verweisen, auf die Ereignisse der letzten Zeit und wenn wir mit Sorgen in die Zukunft blicken, in der wir keineswegs von solchen Krisen verschont sein werden, welche an dem Ge- werkschaftsgefüge achlos vorbeiziehen werden, müssen wir es nochmals wiederholen, daß wir die Trennung der revolutionären Gewerkschafter von den übrigen gewerkschaftlich organisierten Arbeitern für ein erst zu überwindendes Unglück halten und daß die gesamte Politik der revolutionären Gewerks- chafter und somit auch der kommunistischen Partei darauf eingestellt sein muß, eine wirkliche Wieder- vereinigung aller Gewerkschafter herbeizuführen und jede weitere Spaltung mit aller Energie zu bekämpfen.“

Nun hat man sich in der kommunistischen Partei bemüht, diesen Streit aus der Welt zu schaffen und die Rote Gewerkschaftsinternationale in Moskau, vor der sich die beiden Streitparteien ange- lagt haben, hat den Schiedsspruch gefällt, daß die beiden Verbände sich vereinigen müssen. Einen ähnlichen Beschluß wollte auf der Kreis Konferenz der kommunistischen Partei in Reichenberg der Vertreter der kommunistischen Gewerkschaftszen- trale erzielen, aber der Führer des deutschen kom- munistischen Textilarbeiterverbandes verstand es, diesen Beschluß zu vereiteln. Auf einer Konferenz in Prag, die vor ungefähr einem Jahre stattfand, wurde nun versucht, die zwei verschiedenen Mei-

nungen durch irgend eine der bekannten kommuni- stischen Theesen in Einklang zu bringen. Der rote Gewerkschafter verlangt nun eine Revision dieser Prager Richtlinien, damit klar und deutlich ausgesprochen wird, was die kommunistischen Ge- werkschafter machen sollen. Das genannte Blatt sagt:

„Man kann auch gewerkschaftspoli- tisch nicht auf zwei Sesseln sitzen. Ent- weder man ist für die Spaltung oder nicht! Und es muß auch einmal ausgesprochen werden, daß man nicht zweierlei Gewerkschaftspolitik betreiben kann, in Prag und irgendwo im deutschen Gebiet.“

Von Interesse ist, daß das Blatt, um die Rich- tigkeit seines Standpunktes zu beweisen, auf die Vorgänge im tschechischen Bergarbeiterver- band zu sprechen kommt:

„Wie man es zum Beispiel den Bergarbeitern im Brüxer Revier verständlich machen soll, daß die tschechischen Bergarbeiter auszutreten haben, wäh- rend die deutschen in der „Union“ bleiben müssen, wo sie doch beide in derselben Grube arbeiten, das soll uns einmal jemand erklären!“

Die Gründung einer kommunistischen Berg- arbeiterorganisationen hält das Blatt direkt für schädlich:

„Die Spaltung des tschechischen Bergarbeiter- Verbandes hat unserer Meinung nach den traurigen Prozeß der fortschreitenden Zerfegung der tschecho- slawischen Gewerkschaftsbewegung nicht etwa in revolutionärer Richtung beschleunigt.“

Schließlich sagt der „Rote Gewerkschafter“ dem internationalen allgewerkschaftlichen Ver- band einige saftige Wahrheiten:

„Wir halten den internationalen allgewerks- chaftlichen Verband in seiner jetzigen Organisa- tionsform für ein direktes Hindernis der Wiedervereinigung der Arbeiter und wir halten es für eine der Hauptaufgaben der kom- munistischen Partei, dies nicht nur auszusprechen, sondern dahin zu wirken, daß auf Seite der roten Gewerkschaften jene Organisationsform die Grund- lage der Bewegung werde, welche in der Lage ist, auch den politischen Anforderungen kommunistischer Politik zu entsprechen.“

Es ist durchaus keine neue Erkenntnis, die da den Arbeitern vermittelt wird. Wertvoll ist nur, daß kommunistische Führer selbst zur Erkenntnis gelangen, daß die Spaltungsarbeit wenigstens auf dem Gebiete der Gewerkschaften den Arbeitern Schaden bringt.

Wir glauben nur, daß die deutschen Kommu- nisten auch in der Gewerkschaftsfrage sich dem Dik- tor der tschechischen Kommunisten werden fügen müssen, so wie sich politisch Kreibich dem Sporn- nisminus Smerals gefügt hat.

Die Gesamtheit hat dabei einen noch größeren Nutzen, weil die Kranken neue Energien sammeln und zum Wohle der Allgemeinheit beitragen, wäh- re bis her an der Allgemeinheit zehrten.

In Zukunft wäre das erstrebenswertere Ziel „Die Gartenstadt“, die abseits der Fabrik- betriebe liegt, und in der jeder Arbeiter sein klei- nes Gärtchen besitzt, in dem er sich sein Gemüse und seine Kartoffeln selber ziehen kann. Durch diese Arbeit in der Natur wird der Schaden, der durch Fabrik- oder Bureauarbeit entsteht, wieder ausgeglichen. Wenn auch im Augenblick an die Verwirklichung dieser Gedanken nicht gedacht wer- den kann, so ist doch wünschenswert, daß diese Ge- danken immer mehr Anklang finden, und zu einer besseren Zeit verwirklicht werden.

Anstehende Krankheiten. Die Abteilung für Gesundheitswesen der politischen Landesverwal- tung in Prag teilt mit: In der Zeit vom 16. bis 31. Dezember wurden in Böhmen 213 Fälle von Scharlach festgestellt, von denen zwölf einen tödlichen Verlauf nahmen, weiters 82 Fälle von Diphtherie, von denen fünf einen tödlichen Verlauf nahmen, 85 Bauchtyphuserkrankungen mit fünf Sterbefällen, sieben Fälle von Ruhr, die keine Todesopfer forderten, ein Fall von Genick- starre mit tödlichem Ausgang, elf Fälle von Wochenbettfieber mit fünf Todesfällen, 28 Tra- chomenerkrankungen, drei Fälle von Grippe, eine Paratyphuserkrankung, 139 Fälle von Schafblat- tern, welche einen günstigen Verlauf nahmen.

Herr und Frau Klaffe im Ausland. Nach Mitteilungen der schweizer Presse werden jetzt auch die schweizerischen Behörden die Deutschen in den Kurorten der Schweiz einer scharfen Kon- trolle unterstellen und das schweizerische Hilfs- komitee will sie für die Deutschen-Hilfe heran- ziehen. In einem Aufruf wurde das Schweiz- er Volk gebeten, sich durch die ausschweifende Le- bensführung einzelner Deutscher im Ausland nicht in seiner Opferwilligkeit beirren zu lassen.

Von den „Vorkamern der Arbeit“. Aus dem „Matthiaswache“ in Zwodau bei Falkenau sief der Maschinenist Ernst Gamber in eine Grube, in der er durch abgeladene Kohle ver- schüttet und getötet wurde. Er hinterläßt eine Witwe mit fünf Kindern. — In Bruch bei Brüx wurde auf dem „Johanneswache“ der 50jährige Bergarbeiter Josef Kuliha ne durch eine Kohlenhalde verschüttet, die aus Rußland gelom- men war.

Ein christlichsozialer Kinderhändler. Der Obmann des katholischen Jünglings-

Auch mit Ungarkronen wird geschoben. Die Budapester Devisenzentrale veröffentlicht so gen- des Kommuqu: Die Leitung der Devisen- zentrale hat im Zusammenhange mit der Umgrup- pierung der Kurse durch die auf den ausländischen Börsen einsehende Kronenspekulation den Ein- druck gewonnen, daß die durch diese Spekulation auf den Markt geworfenen Kronensummen, u. zw. sowohl an ausländischen wie auch an inländischen Kurzen weit aus jene Beträge übersteigen, zu deren Gutshrift die Devisenzentrale im Sinne der Devisenordnung die Erlaubnis erteilt hat. Es hat sich unzweifelhaft herausgestellt, daß unverläß- liche Elemente in illegaler Weise mit gutgeschrie- benen Kronensummen Handel treiben. Infolge- dessen hat die Devisenzentrale abermals eine Re- vision eingeleitet und ist dabei zu der überraschen- den Entdeckung gelangt, daß bei einer großen Firma unter falschem Namen schauder- harte Mengen illegaler Kronen- posten abgewickelt wurden. Nach Durchführung eines Disziplinerverfahrens wird ein ähnliches Verfahren auch gegen ein zu den Mitgliedern der Devisenzentrale gehörendes Gebüsinstitut eingelei- tet werden, bezüglich dessen die Leitung der De- visenzentrale ebenfalls belastende Daten in Erfah- rung gebracht hat.

Der deutsche Exkronprinz nicht in Südtirol. Vor einigen Tagen wurde aus Meran gemel- det, daß sich der deutsche Exkronprinz in Beglei- tung zweier Söhne und mehrerer Offiziere gegen- wärtig in Meran zum Wintersport aufhalte. Er habe sich unter dem Namen eines Grafen Linggen in das Fremdenbuch eingetragen. Wie die Ber- liner „Telegraphen-Union“ an zuständiger Stelle erfährt, ist an der ganzen Geschichte kein wahres Wort. Weber der Exkronprinz, noch einer seiner Söhne haben Deutschland auch nur einen Tag verlassen. (Man hätte sich mit Recht gewundert, wo der Herr Exkronprinz, der immer als „armer Teufel“ geschildert wird, das Geld für einen luxuriösen Wintersport herinnimt. . .)

Die Dislokation des internationalen Gewerkschaftsbundes für Georgien. Die bekannte Ange- legenheit der Chininforderung des internationalen Gewerkschaftsbundes nach Georgien macht Fort- schritte. Am 25. Oktober wurde wurde von der russischen Vertretung in Berlin die Zusicherung sicherer Durchfuhr erteilt. Nachdem wegen Rich- tigkeit der Durchfuhr in der Presse Lärm gemacht worden war, kam am 23. November die Nachricht, daß die Konsulats-Abteilung der Berliner russi- schen Botschaft die Sache an die Handelsvertretung weitergeleitet habe. Diese hat sich so beiläufig, daß bereits am 29. Dezember beim internationalen Gewerkschaftsbund ein Brief einlief, in dem näher- Mitteilungen über die Einzelheiten der Ware und über die Art der Beförderung verlangt wurden. Da die Beförderung des Chinnus bereits auf an- dere Weise erfolgt und daher keine Eile mehr nötig ist, wird der internationale Gewerkschafts- bund nach einer entsprechenden Frist den Brief der russischen Handelsvertretung beantworten, um zu sehen, ob die russische Regierung noch vor Be- ginn des Jahres 1925 der internationalen Arbeit- erschaft die Möglichkeit gibt, der georgischen Be- völkerung zu helfen.

Internationale Sommerschulen des inter- nationalen Gewerkschaftsbundes. Für die beiden internationalen Sommerschulen, die vom 21. Juli bis 2. August in Schloß Schönbrunn bei Wien und vom 18. bis 30. August in Rus- kin College in Oxford organisiert wurden, werden bereits jetzt Anmeldungen entgegenge- nommen. In erster Linie wird auf junge Leute gerechnet, die in der Arbeiterbewegung aktiv tätig sind. Nähere Auskunft erteilt das Büro des internationalen Gewerkschaftsbundes, Amster- dam, Postfach 1065.

Der Untergang des englischen U-Bootes „L. 24“. Es besteht äußerst wenig Hoffnung, daß die Offiziere und die Mannschaft des englischen Unterseebootes „L. 24“, welches gestern in einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen südwestlich von Portland gesunken ist, gerettet werden könn- ten. Das Boot liegt in einer Tiefe von ungefähr 180 Fuß (etwa 60 Meter). Alles ist zu seiner Ret- tung bereit, welche, sobald es die Witterung ge- statten wird, unternommen werden wird. Es weht ein ziemlich heftiger Wind und das erregte Meer gestattet nicht, in die Tiefe herabzusteigen, welche nahezu die größte ist, in der auch unter den gün- stigsten Verhältnissen gearbeitet werden kann. Die Hafenbeamten teilen den Pressevertretern mit, sie würden den Versuch machen, das Unterseeboot mittels Grubenseile auf eine leichtere Stelle ab- zuschieben, wo die Rettungsarbeiten leichter wären. Das Schicksal der Mannschaft ist aller- dings von dem Ausmaße der Katastrophe abhän- gig, welche das Boot betroffen hat. Wenn das Boot bei dem Zusammenstoße bloß gesunken ist, kann die Befahrung gerettet werden, da sie Luft und Sauerstoff sowie Nahrungsmittel für unge- fähr vier Tage besitzt, vorausgesetzt allerdings, daß kein Wasser in das Boot eingedrungen ist. Anders würde sich jedoch die Sachlage gestalten, wenn das Boot bei dem Zusammenstoße ein Led erhalten hätte. Auf der Wasseroberfläche ist zwar keine Spur von Del, welches sich gewöhnlich nach einer schweren Beschädigung eines Unterseebootes zeigt. — was ein gutes Zeichen ist — es ist aber möglich, daß das Del bei dem stürmischen Meere weggeschwemmt wurde.

26.880.000.000 tschechische Kronen — auf diese Summe beläuft sich heute, wenn man den Dollar mit 32 Kronen umrechnet, das Vermögen des Amerikanischen Autofabrikanten Ford. Das Pariser „Journal“ bringt nämlich eine Meldung aus New York, nach welcher das Vermögen des bekannten amerikanischen Industriellen Henry Ford gegenwärtig 840 Millionen Dol-

vereines in Feldbach in Nistiermarkt, Peter Bucher, wurde vor einigen Tagen wegen Minderjährigkeit verhaftet. Er hat zwei Kinder im Alter von zwölf und dreizehn Jahren geschän- det. Das ist dadurch aufgefunden, daß das zwölfjährige Mädchen geschlechtlich erkrankte. Es wurde nach Wien in eine Heilanstalt gebracht und dadurch ist der Skandal auf- gekommen.

Anatole France schwer erkrankt. Den Pa- riser Blättern zufolge hat Anatole France, wel- cher seit 14 Tagen auf seinem Besitze in der Nähe von Tours zur Erholung weilte, nach Paris zu- rückgebracht werden müssen. Der Dichter leidet an einer schweren Nervenkrankheit und ist Freitag abends in eine Pariser Klinik überführt worden. Sein Gesundheitszustand gibt zu Be- sorgnissen Anlaß.

Frankreichs Ausverkauf beginnt. In einer Meldung des Pariser „Journal“ wird erklärt, daß amerikanische Großindustrielle in An- betracht des jetzigen Kurzes des französischen Frank in Frankreich große Fabriken für konzen- trierte Milch einzurichten beabsichtigen, welche dann nach den Vereinigten Staaten ausgeführt würde. — Die amerikanischen Großindustriellen beabsichtigen wieder einmal ihre Fixigkeit: Im Kriege verdienten sie Milliarden an den Kriegslieferun- gen, die Frankreich vor Deutschland retten halfen, und jetzt drängen sie sich sofort an die Futtertrippe, wenn es gilt, aus dem Zusammenbruch des Frank's Kapital zu schlagen. Die Franzosen können wirk- lich mit den Bundesgenossen Poincares zufrieden sein.

Die Wähler wollen den französischen Frank nicht mehr. Aus Speyer (Pfalz) wird gemeldet: Das Blättchen hat sich gedreht. In der Pfalz will niemand mehr Frank in Zahlung nehmen. Die Flucht vor dem französischen Frank hat einge- setzt. Zunächst suchten sich die Franzosen damit zu helfen, daß man einen Zwangskurs für den Frank beschloß. Die Geschäftleute wurden ge- zwungen, den Frank zu einem Kurse in Zahlung zu nehmen, der weit höher war, als sein wirk- licher Wert. Jetzt fruchtet aber auch der Zwangs- kurs nichts mehr. Die Lebenshaltung wird den Franzosen zu teuer. Was tut man? Man sperrt in Ludwigshafen Geschäftsleute — von jeder Be- rufsgruppe einen Vertreter — ins Gefängnis, „um die Preise zu senken“ und sich auf diese Art zu verschaffen, was man sich mit dem höchsten Frank nicht mehr verschaffen kann. Nach der rechtlichen Grundlage für dieses Vorgehen wird nicht gefragt.

lar beitragen soll. In Finanzkreisen wird berech- net, daß Ford im Jahre 1934 tägliche Ein- künfte von einer Million Dollars haben werde — was dem täglichen Einkommen von ungefähr einer Million gut qualifi- zierter Arbeiter gleichkommt.

Der italienische Kommunist Bombacci hat sein Abgeordnetenmandat niedergelegt. Abgeord- nete Bombacci hat, wie aus Rom gemeldet wird, sein Mandat niedergelegt, da der Volksgesandtschaft der kommunistischen Partei seine in der Deputiertenkammer abgegebene Erklärung nicht gebilligt hat.

Infolge Bruches der Eißdecke auf einem au- gefrorenen Teich bei Longwy (Belgien) sind neun Kinder eingesunken, die als Leichen geborgen werden konnten.

Neuestes vom Guirillakrieg in Mexiko. Die Aufständischen haben sich der Stadt Pachuca (nordöstlich von Mexiko) bemächtigt.

Der tschechoslowakische Dampfer „Regie“ un- versichert. Die gestern von einigen Blättern ver- breiteten Meldungen, denen zufolge der tschecho- slowakische Dampfer „Regie“ bei der Insel Syeres im Mitteländischen Meere gescheitert ist oder bei einem Sturm das Steueruder ver- loren hat, sind, nach einer Havosmeldung aus London, unwar. Die „Regie“ setzt ihre Reise in ganz normaler Weise fort.

Feuer auf einem rumänischen Schiff. Der große Personendampfer „Dacia“, Eigentum der rumä- nischen Schiffsahrtsgesellschaft, ist durch einen Brand zum größten Teil vernichtet worden. Das Feuer war infolge der Nachlässigkeit des Deponom: offiziers des Schiffes ausgebrochen, der wahrscheinlich in den Flammen umgekommen ist. Die „Dacia“, deren Wert sich auf zwei Milliarden Lei beläuft, war erst kürzlich nach gründlicher Renovierung in Galaz vom Stapel gelaufen.

„Kronjuwelen blüht abzugeben!“ Aus Teheran wird gemeldet, daß die persische Regierung be- schlossen hat, einen Teil der Kronjuwelen und andere Kostbarkeiten, die der Regierung oder dem Hofe ge- hören, zu verkaufen, um dadurch das notwendige Geld für den Bau von Eisenbahnen zu bekommen. Der Wert der Kronjuwelen wird auf sieben Milli- onen Pfund Sterling geschätzt.

Gattenmord. Am Dienstag fanden Einwohner in Beda bei Sedowci in der Slowakei den Out- bester Johann Koralki tot im Brunnen liegen. Des vorläufigen Mordes ist die Frau Koralkis verdächtig, die mit ihrem Manne, einem Gewohn- heitstrinker, in stetem Zwiespalte lebte. Sie wurde verhaftet.

Selbstmord eines verfolgten Räubers. Donner- tag wurde in der Denisstraße in Olmütz die Tabak- trafantin Julie Michalek von dem 23jährigen Eduard Frank angefallen und eines Täschchens beraubt, in welchem sich bei 2000 K befanden. Auf die Hilferufe der Frau eilten Passanten herbei und verfolgten den Vurschen, der die schmale Entengasse hinunterlief. Auf seiner Flucht blieb Frank plötzlich stehen und gab gegen seine Verfolger zwei Schüsse ab, die aber glücklicherweise schlugen. Die Jagd ging weiter, bis Frank nicht mehr weiter konnte. Jetzt versuchte er, zwei seiner Verfolger, die ihm am nächsten und am gefährlichsten waren, zu bestechen. Es waren zwei Soldaten, denen er zurief: „Macht doch keine Dummeheiten! Laßt mich aus und wir teilen die Beute untereinander.“ Die Soldaten stiegen darauf nicht ein. Darauf zog Frank seinen Revolver aus der Tasche und jagte sich eine Kugel durch die Schläfe. Er stürzte tot zusammen.

Erziehung in der Tschechoslowakei und in Deutschland. In der Tschechoslowakei wird in folgenden Schulen Fachunterricht erteilt: In- dustrie- und Gewerbeschulen: Es gibt 252 solche Institute, mit einer Schülerzahl von ins- gesamt 46.768 (1921/22). Von diesen Schülern waren 33.000 tschechischer und 13.000 deutscher Natio- nalität. Fast die Hälfte der Institute sind Mädchenschulen. Unter diesen findet man die sogenannten „ländlichen Handwerkerschulen“. Diese erteilen Ele- mentarunterricht für bestimmte Gewerbe und neh- men Schüler im Alter von zwölf Jahren auf. Fort- bildungsschulen: Für alle Lehrlinge ist der Unterricht obligatorisch. Die Unternehmer haben zu diesem Zweck Nachmittage frei zu geben. Einige die- ser Schulen sind tschechischen Schulen angegliedert. Die Teilnehmerzahl stellte sich im Jahre 1922/23 auf 101.506 Tschechen und 33.389 Deutsche. Die Schüler verteilen sich auf 1280 Schulen. Land- wirtschaftliche Schulen: Viele derselben sind ausschließlich Winterschulen. Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen Schulen mit oder ohne forst- wirtschaftlichen Unterricht und Unterricht in Obst- und Weinbau stellt sich auf 495. Bei diesen sind die landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen mitin- begriffen. Der Unterricht für alle in einem gewissen Umkreis lebenden jungen Leute ist obligatorisch. — Das Fortbildungssystem Deutschlands ist wohl das älteste der Welt. Viele Staaten hatten schon vor Einführung der Schulgesetz von 1890 und 1900 solche Schulen errichtet. Im Unterricht wer- den zahlreiche Berufe berücksichtigt, auch gibt es Unterricht für Vorarbeiter und Werkführer. Viele Fortbildungsschulen verfügen über Laboratorien und Werkstätten. Neuere Datums sind die sogenannten Gewerbeschulen, die sich in Norddeutschland haupt- sächlich auf theoretischen Unterricht beschränken. Die Fach- bildung erreichte ihre höchste Entwicklung in Mün- chen, wo die Elementarschulen durch eine Spezial- klasse zur Vorbereitung für die industriellen Klassen der Fortbildungsschulen ergänzt werden. Es gibt spezielle Kurse für Lehrer, die sich zum Teil aus Werkführern von Fabriken zusammensetzen. In Bremen ist soeben ein neues Gesetz für das Fort- bildungsschulwesen ange-ommen worden. Der Un- terricht wird nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, obligatorisch gemacht, und zwar hauptsächlich des- halb, weil das Reich später eventuell nicht mehr in

der Lage sein könnte, seinen Anteil an der Verteilung der Kosten zu tragen. Spezielle Verfügungen sind in Deutschland für den landwirtschaftlichen Un- terricht getroffen worden. Denn 70 Prozent des Grund und Bodens wird von Kleinbauern bebaut. In vielen der Schulen auf dem Lande wird ein- gehender landwirtschaftlicher Unterricht erteilt. Der Unterricht in verwandten Gewerben, wie Bienen- und Geflügelzucht, wird immer ausgedehnter. Es gibt auch über 600 landwirtschaftliche Winterschulen mit Zweijahreskursen sowie einige Ackerbauhöfen. In diesen wird ausführlicher theoretischer Un- terricht erteilt als in den Winterschulen, hingegen we- niger praktischer Unterricht. Endlich gibt es zahlreich: Maschinenschulen, Fußschlagschmiedereien, Garten- schulen und Spezialschulen für verschiedene Zweige der Landwirtschaft.

Weiteres. Aus dem „M“: (Selbsterkennt- nis.) „Meine Herren, ich heirate nur einen Mann, der sehr dumm ist. Wo verzichten Sie?“ Alle drei: „Aber nein!“ — (Schmerzlich.) „So ärgere ich, Herr Schulz.“ „Ja, es ist ja dumm — na, Ihnen kann ich es ja sagen — meine Frau hat mich gestern mit einem kleinen Mädchen überrascht.“ „Ach, da gratuliere ich herzlich!“ „Anfinn, die Kleine war 18 Jahre alt.“ — (Herausfordernd.) „Sie haben mir dies Stück als Eisenbein verkauft, und jetzt stellt es sich heraus, daß es nur Imitation ist.“ „Unmöglich, oder — sollte der Elefant, von dem es herrührt, etwa falsche Zähne gehabt haben?“ — (Ein Grund.) „Warum haben Sie damals ge- heiratet, Herr Müller?“ „Ja, sehen Sie, das Al- teinlein wollte mir nicht mehr gefallen.“ „Aber nun wollen Sie sich doch scheiden lassen?“ „Ja, jetzt fällt es mir wieder.“

Prager Chronik.

Der Edenpart verlanft.

Wie die „Ed. Rev.“ berichtet, hat der Aus- gleichsverwalter des Vergnügungs- und Sport- Etablissements „Eden“ in Břichowitz, Kaufmann Prokop Kroupa, für alle Gläubiger den Vertrag mit der amerikanischen Gesellschaft „Epat“ un- terschrieben, laut dem das Etablissement „Eden“ in ihre Hände um den Betrag von 14 Millionen Kronen in 900.000 Aktien (und zwar zur Hälfte sieben Proz. Prioritäts- und Dividendenstücke) übergeht.

Die Regulierung Großprags.

Gestern wurde vom Vorsitzenden der staatlichen Regulierungskommission Ing. Pötzler die Ausstellung der eingelaufenen Entwürfe für die Regulierung des nordöstlichen Sektors Groß-Prags er- öffnet.

Aus dem Polizeibericht.

Freitag abend hörten Hausbewohner des Hauses 804, Prag VII., Hilferufe. Sie kamen aus der Wohnung einer 83 Jahre alten Industriallehrerin, namens Emilie Littona, die völlig vereinsamt ist. Als der Wachmann die Wohnung geöffnet hatte, fanden sie die Greisin völlig entkräftet auf dem Boden liegen. Der Polizeiarzt konstatierte ein schweres Magenleiden und ließ sie mit dem Rettungs- wagen ins Allgemeine Krankenhaus schaffen.

Kleine Chronik.

Chinesisch des Wochenbett.

In der „N. B. Sig.“ erzählt eine europäische Chinarisende:

Wenn ein europäisches Wochenbett in halbwegs geregelten Verhältnissen im Zeichen der Ruhe ver- läuft, die allen Mitgliedern des Hauses zu einer gewissen Pflicht gemacht wird, so ist das in China, wie übrigens fast alles, was man zu Vergleichen heranziehen mag, genau umgekehrt.

Wenn die Gasse, in der man wohnt, von bei- spiellosem Lärm- und tagelangem Spitzel wider- halt, den das unermüdliche Abbrennen von Pulver- röhren verursacht, und es sich nicht um große Feiertage handelt, wie etwa Chinesisch Neujahr, so kann man wissen, daß in der Nachbarschaft ein „Blitz“ geboren ward.

Mit einem Gemisch von Staunen und Erregung hört man auf diesen endlosen Lärm und will zu- versehen suchen, daß dieses Losen einem jungen W die Wollust fürs Gemüt bedeute. Jedes Geknatter sagt ihr: Herz sei dankbar, der Sohn ist geboren die Fierde des Geschlechts, ein Abhänger der Zufünftigen, ein Beier mehrgang Erbe des Vaters, ein Sohn, der dich in zwanzig Jahren zur Großmutter macht, und was viel wichtiger ist, zur Schwiegermutter, dem geistigen Oberhaupt der Willkür und schlechten Laune im häuslichen Kreise der chinesischen Frau.

Und nicht etwa Wöchnerin oder Säugling, son- dern die „Lau Mama“, die „we'le Bräu“, das heißt eben die Schwiegermutter, wurde denn auch der we- sentliche Gegenstand unseres Besuches.

Die blonde Europäerin, die in dem beglückten Hause wohnt und mich gebeten hatte, sie zu begleiten, schob mich vor. Ein chinesischer Diener unseres Haus- halts machte den Do'mestik. Wir waren in einem großen Raum eingetreten, mit vielen Sesseln und gezeichneten kleinen Tischen versehen der einzigen Ein- richtung, ungeheißt, wie alle wirklich chinesischen Be- hauungen. Eine dicke Frau unbestimmten Alters, im Typus einer hanatischen Bäuerin nicht unähn- lich, das Haar glatt geßelt, den tiefen Knoten im Haar- netz, mit Füllgranatsteinen gespickt, vollkommen un- gerund durch die Anzahl der übereinander gestüpften Kleider, denn es war Winter und nach dem ge- wöhnlichen chinesischen Thermometer der Eigenwärme „sechs- Räder kalt“ legte die Wasserpfefte weg und kam auf uns zu. Ihre Freude über den Besuch, den unser Diener wie es schien, sehr gut und passend dargelegt hatte, gab sie zu erkennen, indem sie viele Male

unter kleinen Verbengungen ihre Hände schüttelte und in kurzen, tiefen Lauten ho-ho-ho-ho dazu jagte.

Zehn bis acht junge und ganz junge Frauen gingen ab und zu. Nebenfrauen und Mägde wohl, des Vaters wie des Sohnes, alle im Zeichen ihrer zu erwartenden Mutterpflichten. Sie stellten mit Eifer und zierlichem Trippelgang Erfrischungen hin, hellgelben chinesischen Tee, Sonnenblumenkerne, Mandarinschnitten Zuckergug, Zigaretten, und jeder von uns eine silberne, reich ziselirte Wasser- pfefte.

Das Befinden der jungen Mutter sei gut, er- fuhren wir, wurden aber nicht zugelassen. Kein Fremder sieht sie. Viele, viele Wochen nach der Ge- burt gibt eine Tempelweibe sie aus der Klausur frei, dem Mann und dem täglichen Leben wieder.

Wir fragten nach dem Kind. Und man brachte es herein.

Wie soll man dieses Gemisch aus Komit, Zähg- keit, Narrenpug und Unwahrscheinlichkeit schildern! Ein sich bewegendes Etwas, ganz steil aufgerichtet, in ein festgewand voll bunter Farbigkeit gehüllt, treu dem immer gleichen Schritte des chinesischen Kleides. Ein festgewand, das nur der Gattung dient, nicht dem Einzeiwesen, ein Durchschneidmännchen, so klein es war, immer noch viel zu groß, der Sinn des Ganzen, das festgewand eines Mannes in Amt und Würden, phantastisch diesem wehrlosen Säug- ling angeknallt, nicht etwa für die Dauer eines Besuchs, sondern den ganzen Tag, nach derselben un- barumherzig feierlichen Weise wie es vor hundert und zweihundert Jahren geschehen war. Nicht ein Erstgeborener wurde uns gezeigt, sondern ein zum Symbol erhobenes Kind, bei dessen Geburt schon der ungleiche Kampf des herrlichen Landes gegen das „Ich“ einsetzt, dem es sich beugen wird, um nicht zu erliegen.

Dem wackelnden Feißleib schloß auch die Krone nicht. Eine Haube machte den Abschluß nach oben, ebenfalls starrend in bunter Pracht, sich nach hinten in zwei langen Zungen verjüngend.

Aber wenn man ganz nahe hinzutrat, dann blickte aus dem Anäuel von Seide und Farbigkeit etwas ganz Mattes, ganz Weiches hervor — ein Stückchen des puppenhaft kleinen Gesichtes und zwei herrliche, verleiende, dunkle, inüßige Augenlein.

Meine Begleiterin aus dem Rheinland, mit dem Sinn fürs Groteske im Blute, mußte ein lautes Aufschreien unterdrücken und ich hätte am liebsten geweint, so rührend in seiner winzigen Schemati- sierung war dieses kaum Geborene, das kein Einzel- wesen sein durfte in Lust und Leid, sondern nur eine Ziffer seiner Art, eingewängt vom ersten Atemzug an in die Unerbittlichkeit des Daseins und seiner heiligsten Besetze.

Der Platinbestand der Welt.

Zu einer vor kurzem durch die Presse gegan- genen Notiz, wonach der Weltbestand an ver- fügbarem Platin durch die Compagnie In- dustrielle de Platin in Paris kontrolliert werde und demzufolge der verfügbare Platinbestand der Ver- einigten Staaten zu Anfang 1922 auf 65 000 Unzen geschätzt wurde, gegenüber etwa 47 000 Unzen zu Anfang 1921, wird der „Deutschen Optischen Wochen- schrift“ von unrichtiger Seite mitgeteilt: Die Compagnie Industrielle de Platin in Paris kon- trollierte die Platinproduktion der Welt nur bis zum Kriegsausbruch. Die russischen Platingruben sind heute enteignet und gehören dem russischen Staat. Nach Mitteilungen des Australischen Wirtschaftsra- tes betrug die Platinaubente in den elf Monaten (Ok- tober 1922 bis September 1923) im Ural 60 5 Tsd. Das in den letzten Jahren auf den Markt ge- kommene Erz war größtenteils aus Ruß- land geschmuggelt und für jedermann käuf- lich. Die deutsche Platinindustrie steht deshalb zur- zeit nicht unter Kontrolle der Compagnie In- dustrielle de Platin. Der in den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehende Pla- tinbestand dürfte zurzeit nach Schätzung von Sachverständigen der deutschen Seite etwa 5000 Kilo- gramme = 155 500 englische Unzen betragen.

Die verbotene Stadt im Film.

Lhasa, die „verbotene Stadt“, der Sitz des Dalai Lama, ist erst von wenigen Europäern besucht und beschrieben worden. Die Wunder und Rätsel dieser Stadt und des unbefannten Tibet überhaupt, die noch vor zwei Jahrzehnten dem Abendland völlig verschlossen waren, werden jetzt aller Welt zugänglich gemacht durch einen Film, den der Engländer Dr. Mc. Govern unter großen Schwierigkeiten und Gefahren aufgenommen hat. Mc. Govern begleitete die britische buddhistische Mis- sion nach Tibet, und der erste Teil seines Films schildert die Ergebnisse dieser Expedition und hält die Länder und Völker fest, die sie besuchte. Da die Mission aber nicht weiter als bis zum Eingange ge- langte, beschloß Mc. Govern, allein nach Lhasa vor- zubringen. Zu diesem Zweck studierte er die Ge- wohnheiten der Tibeter mehrere Monate möglichst genau, und zwar, wie er selbst in dem Einleitungs- vortrag bei der Vorführung seines Films erzählte, in dem er ein Loch in die Wand bohrte und stunden- lang den Unterhaltungen seiner Diener zuhörte, ihr Benehmen nachahmte. Dann rüstete er eine kleine Karawane aus, die er nach Lhasa führte und dann nach dem inneren Tibet hineinbrachte, mit wenig Gepäck freilich, aber als dem wichtigsten, mit dem kinematographischen Aufnahmeapparat. Die Reise war von nun an sehr gefährlich, aber das lähne Un- ternehmen des Europäers wurde dadurch begünstigt, daß niemand ahnte, ein Fremder könne mitten im Winter in ihr Land eingedrungen sein. Mc. Govern machte den Jähren seiner Dienerschaft zum Leiter der Expedition und verkleidete sich selbst als Kuli. Auf diese Weise erreichte sie glücklich die verbotene Stadt und hatten hier das Glück, einen Wirt zu fin- den, der Spaß daran fand, daß ein Europäer sich hereingeschlichen habe, und ihnen auf alle Weise

half. Schließlich kam Mc. Govern mit den Schür- den in freundschaftliche Beziehung und hatte sogar eine Audienz beim Dalai Lama selbst. Man ge- staltete ihm auch, kinematographische Aufnahmen zu machen. Er brachte seinen Film glücklich und sicher nach Lhasa und von dort nach Darceeling zurück. Die interessantesten Bilder aus dem Leben der Be- wohner Tibets, von der verbotenen Stadt, den Mönchsklöstern und der ganzen geheimnisvollen Stimmung auf dem „Dach der Welt“ rollen sich in dem zweiten Teil des Films ab, der jetzt in vielen Städten Deutschlands über die Leinwand geht und für alle Zuschauer zu einem großen Erlebnis wird.

Die Vorgänge des Radiokompases. Auf einer Reise von New-York nach Boston, wo das Schiff Boden sollte, wurde der Riesendampfer „Ma- je- tie“ der White Star Line, der unterwegs un- gewöhnlich dichtem und anhaltenden Nebel antraf, fast während der ganzen Zeit und fast ausschließlich mit Hilfe drahtloser Meldungen gesteuert. Wie genau die Berechnungen waren, geht daraus hervor, daß das Raute-Feuerschiff direkt angesteuert wurde und der Dampfer genau zwischen dem Feuerschiff und der Markierungsboje hindurchfuhr. Auch auf einer der letzten Reisen von New-York nach Europa hatte das Schiff auf See vier Tage dichten Nebel und wurde beim Anlanden an die französische Küste wieder viel nach Radiomeldungen gesteuert. Die Hafeneinfahrt in Cherbourg wurde ebenfalls genau angesteuert. Auch wurden die Radiorichtungsgeber fortwährend in Tätigkeit gehalten, um etwa entgegenkommende Schiffe im Nebel rechtzeitig festzu- stellen.

Abenteuer eines griechischen Dampfers. Der griechische Dampfer „Marina“ wurde auf dem Wege durch die Dardanellen von einer Partei hell bewaffneter Türken angehalten. Die Türken sprangen an Bord und verlangten unter Todesdrohungen die Auslieferung aller griechischen Passagiere. Der Pelzer Augustin Efimos stellt sich unbemerkt von den Piraten auf das Vorderdeck des Schiffes und pflanzte an Stelle der griechischen Flagge die rumänische auf. Dann ging er zu den Wanditen, stellte sich ihnen als Kapitän des Schiffes vor, er- klärte, daß dieses ein rumänisches sei und überhaupt keine Beziehungen mit Griechen habe. Als „Schiffs- dokument“ zeigte er ihnen einige rumänisch geschre- bene Briefe und Akten, die er zufällig in der Tasche hatte. Die Wanditen, die nicht Rumänisch verstanden, glaubten ihm und entfernten sich auf ihrer Barke. Die Griechen setzten nun wieder an die Stelle der rumänischen Flagge die eigene griechische, ohne zu bemerken, daß ihnen die Türken in einiger Ent- fernung folgten. Als die Wanditen sich zu genasführt sahen, überschütteten sie das Schiff mit einem Angel- regen, konnten es aber nicht mehr aufhalten.

Wirtschaft und Sozialpolitik.

Die wirtschaftliche Bilanz der Ruhr- besetzung.

Am 11. Jänner war es ein Jahr, seitdem die Franzosen ins Ruhrgebiet einmarschiert sind. Die wirtschaftlichen Folgen waren für Deutsch- land im besondern und für Europa im allgem- einen katastrophal. Durch die französischen Maß- nahmen, von denen vornehmlich die Abschneidung des Ruhrgebietes und der altbestehenden deutschen Landesteile durch Zollschranken und Verkehrs- sperre am schmerzhaftesten waren, kam die indu- strielle Produktion des Ruhrlandes fast vollstän- dig zum Erliegen. Der Produktionsausfall in der Industrie wird von Jänner bis Ende September 1923, bis zum Abbruch des passiven Wider- standes, im „Bilmer Tageblatt“ auf etwa 1600 Mil- lionen Goldmark berechnet. Dazu kommt die Lei- stungsausfall von Eisenbahn, Post und Wasser- strassen, der mit 200 Millionen Goldmark zu be- ziffern ist. Im Ruhrgebiet selbst ergibt sich also ein Ausfall von rund 1800 Millionen Goldmark erzeugter Werte.

Aber nicht nur das Ruhrgebiet, sondern auch das übrige Deutschland hat unter der Ruhrbesetzung gelitten. Erst der Ruhrstahl mußte man aus dem Auslande holen; ein führen, woraus sich eine Mehrbelastung der deutschen Wirtschaft von 500 Millionen Goldmark ergibt. Wie hoch die Mehrleistung bei andern Rohstoffen ist läßt sich zahlenmäßig gar nicht feststellen.

Mit der Beendigung des passiven Widerstan- des haben aber die wirtschaftlichen Schäden, die durch die Ruhrbesetzung entstanden sind, nicht auf- gehört. Im Ruhrgebiet selbst ist mit einem wei- teren Produktionsausfall von 600 bis 900 Mil- lionen Goldmark zu rechnen. Hierzu kommen noch die zahlreichen Beschagnahmen von vorhan- denen Vorräten, widerrechtliche Steuer- und Zoll- erhebungen, Einziehung von Strafgebern, Be- nahme von Banknoten, Eingriffe in den deutschen Produktions- und Verkehrsbetrieb, so daß sich der Gesamtschaden, den die deutsche Volkswirtschaft infolge des Ruhrbruchs erlitten hat, auf etwa dreieinhalb bis vier Milliarden Goldmark beläuft. Dieser Betrag kommt der 1871 von den Fran- zosen gezahlten Kriegsschuldung gleich.

Dazu kommen freilich noch Schäden, die von mehr moralischer aber doch auch wirtschaft- licher Bedeutung sind. Dahin gehören die Schä- digungen, die viele deutsche Staatsbürger erlitten haben. Durch Angehörige der Besatzungsmächte wurden allein 132 Personen getötet. Ausgewie- sen wurden 39.524 Beamte, Angestellte und Ar- beiter mit 106.134 Familienangehörigen. Die Zahl der in den Gefangnissen schmachtenden Deut- schen beträgt im ganzen 2021, davon befinden sich 350 in ausländischen Strafgefängnissen. Sie alle, die meist nichts anderes getan haben, als den deut- schen Gesetzen entsprechend den Einbruchsmächten ihre Unterstützung zu verweigern, sind zu un- gesamt 1534 Jahren verurteilt worden. 209

Schulen mit 127.900 Schülern wurden beschlagnahmt und 173 Zeitungsverbote von den Besatzungsmächten ausgesprochen.

Die Bilanz der Ruhrbesetzung ist wohl die traurigste Bilanz des Jahres 1923.

Die niederländischen Lehrer in den Gewerkschaftsbund. Der ungefähr 7500 Mitglieder zählende Niederländische Verband der Lehrer, dem es seit Jahren nicht gelungen ist, auf seinem ordentlichen Kongress eine Mehrheit für den Anschluß beim Niederländischen Gewerkschaftsbund zu erzielen, hat nun mit starker Mehrheit beschossen, per 1. Jänner 1924 Mitglied dieser Organisation zu werden.

Die deutsche Kapitalsabwanderung. Die Verlegung deutscher Betriebe außerhalb des reichsdeutschen Bodens macht weitere Fortschritte. Die deutsche Böbler-Gesellschaft beschloß ihre österreichischen Beteiligungen in eine selbständige österreichische Aktiengesellschaft umzuwandeln.

Was geschieht mit den abgebauten Beamten in Deutschland? Der Allgemeine deutsche Beamtenschaft hat sich bald nach Inkrafttreten der Personalabbauverordnung mit der Frage befaßt, wie die „abgebauten“ Beamten neuer positiver Tätigkeit zugeführt und ihnen Existenzmöglichkeit geschaffen werden könne.

Die russische Textilindustrie: steigende Produktion mit wachsenden Finanzschwierigkeiten. Im Jahre 1922 erreichte die russische Produktion an Textilwaren ein Viertel, 1923 aber bereits ein Drittel der Vorkriegserzeugung.

russischen Textilindustrie mit 2,2 Millionen Spindeln von einer gegen 9 Millionen betragenden Gesamtspindelzahl, kann der Fortschritt der Erzeugung als außerordentlich groß bezeichnet werden.

Arbeitslosigkeit in Japan. In Tokio gibt es etwa 250.000 Arbeitslose, von denen 112.000 ihren Brotverdienst infolge des Erdbebens verloren haben.

Devisenkurse. Die tschechische Krone notiert in: New York, Paris, London, Berlin, Wien.

Der Film. „Pariser Range und der Hampelmann.“ Die Monopol Kinema A. G. brachte in der vergangenen Woche einen reizenden französischen Film.

Kunst und Wissen.

„Der Mustergatte.“ (Erfolgsaufführung in der Kleinen Bühne.) Every Hopwoods Schwanz beruht auf dem Einfall, daß Jemand zum Schwereiner gepreßt wird, der nicht die geringste Eignung dazu hat.

ner die Komödie von Herrmann Bahr „Die gelbe Nachtigall“ aufführen. Das Stück ist von Dires or Alfred Huttig in Szene gesetzt.

Arbeitervorstellung „Florian Geher“. Heute halb 8 Uhr im Neuen Theater „Florian Geher“.

Spielplan des Neuen Theaters. Heute Sonntag halb 3 Uhr Arbeitervorstellung Florian Geher.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Sonntag, Mittwoch und Freitag „Der Mustergatte“.

Aus der Partei.

Lotharorganisation Prag VII. Donnerstag den 17. Jänner Diskussionsabend im Gasthause „U akademie“.

Frauenbewegung.

Frauenbezirkskonferenz Reichenberg. Sonntag, den 27. Jänner 1924 um halb 3 Uhr nachmittags findet in Reichenberg in der „Vereinshalle“ eine wichtige Frauen-Bezirkskonferenz statt.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Das Beste für Ihre Augen liefert Optiker Deutsch, Prag, Graben 25, Kl. Bazar.

Rechenmaschinen, L. E. D. G. a. r., Rečizanka 2a.

PELZE Stránský Hybernská. Jeder Art, bis zur allerfeinsten Gattung, erhalten Sie jetzt bis auf die Hälfte herabgesetzt im Konfektionshause.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czoch und Karl Cermak. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß.

Ich bin eine große Verehrerin von TEEMARKE TEERKANNE. Denn nur wie ich seine Güte und Feinheit zu schätzen weiß und ihn so eifrig trinkt, kann auch die Solderbilder kühnlich vorwerfen.

CORONA die billige amerikanische Schreibmaschine die Sie mit vollem Vertrauen kaufen können. GIBIAN & Co., PRAG II., Lucerna.

Zum Tanz VIGO. Weißes Ia. gebügelte Hemden von Kó 28.—, Weißes Ia. Krawatten 4.20, Weißes Ia. Handschuhe 9.—, Weißes Ia. Glacéhandschuhe 22.—

Piering-Seni u. Essig ist der beste! zu haben in allen Konsum-Vereinen

Kochendes Wasser + Kinni = ausgezeichnete Pindsuppe

Živnostenská banka v Praze. TELEPHONE Nr. 6720-34. Zentrale Prag, Příkopy Nr. 30. Aktienkapital Kč 200.000.000.— Reserve- u. Sicherstellungsfonde Kč 145.000.000.—

! Inserieren Sie im „Sozialdemokrat“ !